Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 11 1940

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme:
Agfa-Bildarchiv

Amtliche Mitteilungen

Freigabe des Verkaufs von Schulranzen und Schülermappen aus Volleder

Die Reichsstelle für Lederwirtschaft hat bis auf weiteres genehmigt, daß vom Einzelhandel

a) Schulranzen aus Volleder,
b) Schülermappen aus Volleder (Länge von 42 bis 45 cm)

an Letztverbraucher verkauft werden dürfen unter der Voraussetzung, daß die Notwendigkeit des Bezuges vom zuständigen Schulleiter ausdrücklich schriftlich bestätigt wird.

Die Bescheinigung ist nur bei dringendem Bedarf auszustellen.

Der Reichsminister
für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
Im Auftrage: Holfelder.

*

Schulische Ausbildung der Kinder von Wehrmachtsangehörigen

In der schulischen Ausbildung der Kinder von Wehrmachtsangehörigen ergeben sich infolge des Krieges oder durch häufige Versetzung der Väter gelegentlich Schwierigkeiten. Ich mache es den Schulen zur Pflicht, für die Ueberbrückung lehrplanmäßiger Unterschiede bei diesen Kindern zu sorgen und sie schulisch besonders zu fördern. Anträge von Wehrmachtsangehörigen auf Einweisung ihrer Kinder in Schülerheime sind, wie ich in meinem nicht veröffentlichten Runderlaß vom 7. März 1940 — E. III c 711 — bereits angeordnet habe, jederzeit bevorzugt zu behandeln.

Wehrmachtsangehörige, die sich an die Schulaufsichtsbehörden mit der Bitte um Rat wenden, in welcher Schule oder in welchem Schülerheim sie ihre Kinder unterbringen können, sind jederzeit zu beraten und bei der Unterbringung der Kinder zu unterstützen.

Der Reichsminister
für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
Rust.

*

Zulassung zum Besuch der Tiefbauabteilungen

In den Vorschriften für die preußischen Staatsbauschulen vom 1. Juni 1939 sind gegenüber den früheren vom 1. April 1931 gültigen Bestimmungen die Aufnahmebedingungen verschärft worden. Während jetzt eine Tätigkeit als Zeichner oder Bürolehrling auf die praktische Arbeitszeit nicht mehr angerechnet wird, konnten früher junge Leute, welche die Tiefbauabteilung zu besuchen wünschten, ausnahmsweise aufgenommen werden, wenn sie zwei Jahre als Gehilfen bei einer behördlichen technischen Verwaltung (Kataster-, Wasserbau-, Straßenbau-, Reichsbahnbau-, Meliorationsbauverwaltung) oder als Rechengehilfen bei den Landeskulturämtern oder als Vermessungstechnikerlehrling bei vereideten Landmessern beschäftigt waren.

Um unbillige Härten zu vermeiden, will ich mich damit einverstanden erklären, daß junge Leute, welche in der Absicht, später eine Staatsbauschule zu besuchen, vor dem 1. Juni 1939 bei einer der genannten technischen Verwaltungsstellen die Ausbildung als Gehilfe oder bei einem vereideten Landmesser (Vermessungsingenieur) die Ausbildung als Vermessungstechnikerlehrlinge begonnen haben, ausnahmsweise nach einer zweijährigen Ausbildungszeit zum Besuch der Tiefbauabteilung der Staatsbauschulen zugelassen werden können.

Der Reichsminister
für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
Im Auftrage: Heering.

*

Schüleraufnahmen in die Wehrmachtmusikschulen

Durch die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und den damit erfolgten Neuaufbau der deutschen Wehrmacht machten sich bei dem Aufbau der Musikkorps der drei Wehrmachtteile die ungünstigen Verhältnisse in der Heranbildung des Musikernachwuchses in steigendem Maß bemerkbar. Die Aufstellung der Musikkorps für die drei Wehrmachtteile erforderte eine große Anzahl von gut vorgebildeten Musikern, die aus den bisher vorhandenen Quellen — in der Hauptsache den Stadtpfeifereien und den besonders in Mittel- und Norddeutschland in ausgedehnterem Maße bestehenden Lehrlingskapellen — bei weitem nicht gedeckt werden konnten.

Um den Nachwuchs an guten Wehrmachtmusikern einigermaßen sicherzustellen, wurden mit meiner Zustimmung zunächst zwei Wehrmachtmusikschulen errichtet:

die Heeresmusikschule in Bückeburg
und
die Luftwaffenmusikschule in Sondershausen (Thür.).

Die Vorarbeiten für die Errichtung einer Kriegsmarinemusikschule in Frankfurt a. M., die den Nachwuchs für die Musikkorps der Kriegsmarine heranbildet, stehen vor dem Abschluß. Der Zeitpunkt der Eröffnung der Kriegsmarinemusikschule wird noch bekanntgegeben.

Die Wehrmachtmusikschulen dienen der umfassenden Ausbildung von musikalisch begabten Jungen zu guten Wehrmachtmusikern in nationalsozialistischem Geiste.

Sie vermitteln Schülern zwischen 14 und 17 Jahren in einer dreijährigen Ausbildungszeit neben dem vorgeschriebenen Berufsschulunterricht, weltanschaulicher, charakterlicher und sportlicher Erziehung eine musikalische Ausbildung, die sie nach erfolgreichem Besuch der Schule und bei Eignung zum Unteroffizier zu zwölfjährigem Dienst als Musiker in der Wehrmacht berechtigt und verpflichtet.

Die musikalische Ausbildung der Schüler erfolgt durch Unterrichtserteilung von wöchentlich zweimal einer halben Stunde im Haupt- (Blas- oder Schlag-) Instrument, einer halben Stunde im Neben- (Streich-) Instrument und einer halben Stunde im Klavierspiel. Weitere Ausbildungsfächer sind: Gehörbildung, rhythmische Erziehung, Tonsatz, Musikgeschichte, Orchesterspiel, Kammermusik, Chorgesang sowie die allgemein militärmusikalische Erziehung.

Der Unterricht in den Instrumentalfächern wird als Einzelunterricht, die übrigen Lehrfächer werden im Klassenunterricht erteilt. Der gesetzliche Berufsschulunterricht wird im Rahmen des Gesamtlehrplanes der Schule durch staatlich anerkannte Fachlehrer erteilt.

Die Schüler sämtlicher Wehrmachtmusikschulen sind in einem Schülerheim untergebracht, werden dort voll verpflegt und tragen inneralb und außerhalb der Schule Uniform. Sie sind gegen Krankheit und Unfall versichert. Der allgemeine Gesundheitszustand wird durch Wehrmachtärzte überwacht.

Die Kosten für die Ausbildung in sämtlichen Fächern, für Unterbringung und Verpflegung im Schülerheim, für die Einheitskleidung, Krankheits- und Unfallversicherung betragen jährlich 720 RM; die Entrichtung des Schulgeldes erfolgt in monatlichen, jeweils am 1. jeden Monats fälligen Teilbeträgen von 60 RM.

Freistellen, Ausbildungsbeihilfen, Unterstützungen und sonstige Vergünstigungen können auf Antrag der Erziehungsberechtigten nach Maßgabe der verfügbaren Mittel besonders begabten, fleißigen und mittellosen Schülern bewilligt werden.

Das Schuljahr beginnt am 1. April jeden Jahres.

Die Aufnahme in eine der drei Wehrmachtmusikschulen ist von einer ausreichenden musikalischen Begabung und Allgemeinbildung abhängig; über die Aufnahme entscheidet der jeweilige Leiter.

Schüler, die aus den Volks-, Mittel- und Höheren Schulen ausscheiden und den Wunsch haben, Wehrmachtmusiker zu werden, können je nach Neigung in eine der genannten Schulen eintreten.

Die Meldungen sind zu richten entweder
an den Leiter der Heeresmusikschule in Bückeburg von solchen Schülern, die später in ein Musikkorps des Heeres eintreten wollen, oder
an den Leiter der Luftwaffenmusikschule in Sondershausen (Thür.) von solchen Schülern, die in ein Musikkorps der Luftwaffe eintreten wollen, oder
an das Kulturamt der Stadt Frankfurt a. M. von solchen Schülern, die später in ein Musikkorps der Kriegsmarine einzutreten wünschen.

Nähere Auskünfte erteilen die Leiter der genannten Schulen bzw. das Kulturamt der Stadt Frankfurt a. M. und die Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter.

Der Reichsminister
für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
In Vertretung des Staatssekretärs:
Holfelder.

Unsere Väter und Söhne stehen an der Front und wehren siegreich jeden Angriff unserer Feinde ab. Sie sind bereit, das Höchste einzusetzen für Führer und Vaterland, Heim und Herd. Wir können ihnen dafür nur danken, wenn auch wir uns opferfreudig erweisen. Darum gebt viel und reichlich für das

„Deutsche Rote Kreuz"

Heft 11 1940

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht

Weshalb „Gesamtunterricht“?
Von Otto Heinrichsohn
Seite 204

*

Eine Tür schlägt zu
Von Möller-Crivitz
Seite 205

*

Märchen-Erzählen
Von Paul Kirsten
Seite 206

*

Können Großeltern Kinder erziehen?
Von Johannes Otto
Seite 208

*

Kinder fragen – wir antworten
Seite 210

*

Rückkehr in die Jugend
Von Wilhelm Brepohl
Seite 211

*

Dem Kinde
Gedicht von Fritz Michel
Seite 211

*

Schmetterlinge im Sommerwind
Von Hans Eitgen
Seite 212

*

Hoch auf dem Höcker
Von Richard Mattheus
Seite 213

*

Gefesselte Phantasie
Von Alice Weiß-v. Ruchteschell
Seite 214

*

Bücherstube
Seite 214

*

Verpflanzte Menschen
Roman von Christine Holstein
Seite 216

*

Kinderwarte

*

Kurzweil am Feierabend

*

Hilfe bei der Schularbeit

3. Schreibleseübung
Von Rektor Paul Hahn
Seite 205

Auf dem Schulweg

Weshalb „Gesamtunterricht"?

Auf dem Stundenplan der Anfänger steht im ersten Schuljahr das Wort „Gesamtunterricht". Vor einigen Tagen sagte eine Mutter: „Was heißt „Gesamtunterricht? Wann lernt mein Dorchen Schreiben, Lesen und Rechnen?" Das ist keine vereinzelte Erscheinung.

Das Wort „Gesamtunterricht" ist schon vor etwa 3—4 Jahrzehnten geprägt. Es wurde geboren aus dem Suchen der Lehrerschaft nach einem kindesgemäßen und kindertümlichen Anfangsunterricht.

Leider findet die schwere Arbeit des Lehrers in den ersten Schulwochen in Elternkreisen auch heute noch nicht das rechte Verständnis. Wenn eine Schar dieser Kleinen mit ihrem Lehrer oder ihrer Lehrerin nach der nahegelegenen Wiese, nach dem Wald, der Schlosserei, der Bäckerei oder irgendeines andern handwerklichen Betriebes unter fröhlichem Geplapper dahinzieht, dann heißt es wohl: „Die gehen schon in aller Frühe spazieren".

Gemach, lieber Kritiker, es ist kein Spaziergang, zunächst nicht für den Lehrer, aber auch nicht für den Schüler. Du denkst es und, gottlob, das Kind denkt es auch, und das ist das Wesentliche.

In der Nähe meiner Schule, nur fünf Minuten davon entfernt, liegt eine Wiese, groß und weit, umgeben von Bergen und Waldstreifen, durchflossen von einem Fließ. Am Rande zieht sich ein schmaler Weg dahin. Es ist nur ein Fußsteig, aber zu jeder Jahreszeit bieten sie die Gärten zur Linken und die weite Ebene zur Rechten eine Fundgrube des Wissens. Sollte ich diese Schar zwingen in der Schulstube zu sitzen, die Hände zu falten und das i, o, u und a zu schreiben? Das sechsjährige Kind ist in diesem Entwicklungsstadium noch ganz Sinnenkind. Es will hören, erleben, sprechen und sehen. Die auffallendste Erscheinung dieses Entwicklungsalters ist das außerordentliche Bewegungsbedürfnis. Frische und Gesundheit äußern sich in diesem Alter in Springen und Umhertollen und wenn die Beine nicht tätig sein können, dann sind die Augen, der Mund und die Hände in immerwährender Bewegung. Diesen Drang der Sechsjährigen zu Bewegung, zum Spiel, zur Nachahmung, zum Tätigsein gilt es auszunutzen, um das Kind in seiner nächsten Umwelt heimisch zu machen. Gewiß soll das Kind anfangen zu lernen, aber ein entwicklungstreuer Uebergang muß geschaffen werden. Auch der Erstunterricht muß von Kinderlust und Kinderfreude getragen sein, und erst allmählich wird er strengere Forderungen stellen können.

Aller Unterricht baut sich auf äußeren Eindrücken auf. Die Einwurzelung in seine Umwelt ist für das Kind das sicherste Mittel zur Kräftigung seines Geistes und Denkens. In Verbindung mit der Umwelt und der Wirklichkeit ist seine Seele ganz von dem Trieb zum Schauen, Horchen, Suchen, Forschen und Erleben erfüllt. Das hast du, liebe Mutter und du, Vater, oft an den tausend Fragen deines Kindes selbst erlebt. Hier setzt nun die Schule ein. Der Lehrer hat nach den Worten Pestalozzis „dem Haschen der Natur nach Entfaltung nur Handreichung zu leisten". So gehen wir, nachdem in den ersten Schultagen die Schulstube, das Schulhaus etwas näher angeschaut wurde und eine gewisse äußere Ordnung festgelegt ist, nach draußen. Der Gesamtunterricht beginnt. Es ist nichts von Fächerung des Vormittags in Schreiben, Lesen, Rechnen usw. zu sehen, und doch dient jedes Wort, das gewechselt wird, diesem Ziel. Jedenfalls ist der Arbeitsgang so, daß das Kind zu spielen meint und doch Arbeit leistet. Jeder Strich, der nach kurzem Unterrichtsgang in der Schulstube zu Papier gebracht oder auf die Schiefertafel gezeichnet wird, jede Malerei der geraden, schrägen, dünnen und dicken Striche dient der Vorbereitung des Lesens, Schreibens oder Rechnens. Alles ist wohl durchdacht, und für den Lehrer steht dahinter immer ein bestimmtes Ziel. So ist der Lehrer der Grundklasse ein rechter Wundermann, der es verstehen muß, die natürlichen Triebe des Kindes zu Spiel und Betätigung für seine Zwecke einzuspannen und wenn so ein „Spaziergang", wenn so eine „Spielstunde" vorbei ist, ist eine Arbeit geleistet, um Anknüpfungspunkte und Fundament zum weiteren Bau zu finden.

Ein Beispiel soll kurz das Wesentliche des Gesamtunterrichtes darlegen.

Im Mittelpunkt des Gesamtunterrichtes steht die Umwelt und das Erlebnis des Kindes. Wenn unsere Wiese sich mit einem bunten Blumenteppich bedeckt hat, dann ist unser erster Unterrichtsgang dorthin. Wir treten zu einem Spaziergang an, so meinen die Kinder, und sie sind voller Freude. Aber jeder Unterrichtsgang bedeutet auch Erziehung zur Gemeinschaft. Vom Standpunkt des Erziehers gesehen, ist auf dieser Stufe die Gewohnheit von besonderer Bedeutung. Darum rennt nicht alles durcheinander, sondern jedes Kind weiß seinen gewohnten Platz. Jedes hat sich seinen Nebenmann selbst wählen können. Das Aufbewahren der Kleider, der Schulsachen, das Aufstehen und Antreten sind vom ersten Schultag an in feste Gewohnheiten gebracht worden. Auch auf dem Wege bleibt jedes Paar an seinem Platz, aber wer heute vorn geht, geht nächstes Mal hinten. Nun kommen wir zur Wiese. Schon viele Male sind die Kinder vor ihrer Schulzeit dort gewesen. Sie kennen die Wiese und doch kennen sie nicht viel davon. Sie sahen sie als Ganzes, wie es dieser seelischen Entwicklungsstufe entsprach. Nun sollen sie die sie umgebende Natur schauend und denkend begreifen, das Wahrgenommene durch das Ausdrucksmittel der Sprache und der gestaltenen Hand wiedergeben lernen.

Nach wenigen Schritten stehen wir auf einem Pfad am Wieseneingang. Links der erste Garten mit einem weißen Staketenzaun, rechts der weite Wiesenplan mit Gras und Blumen. Die Kinder sprechen untereinander über das, was sie sehen. Wir bleiben stehen und unterziehen den Staketenzaun einer näheren Betrachtung: Wir zählen, da zeigen sich die ganz Gescheiten, sie können schon bis Million zählen. Wir zählen bis 3 und bis 5. Das genügt uns. Wir stellen uns so in eine Reihe, wie die Staketen und betrachten die Bäume. Sie stehen in Blüte. Aepfel und Birnen werden später daran hängen. Wir sehen uns noch etwas auf der Wiese um. Da stehen Blumen. Verschiedene Vögel sind da, ein Kiebitz, der in Schleifen und Kurven dahinsegelt, ruft seinen Namen. Ein Storch geht mit behutsamen Schritten durch das Gras. Auf dem blanken Wasser des Torfstiches sitzen mehrere wilde Schwäne. Wir finden ein kleines Plätzchen zum Kreisspiel, singen ein Liedchen und gehen zur Schule zurück.

Nun erfolgt die Auswertung dieses Unterrichtsganges. Zunächst nach der sprachlichen Seite. Die Kinder bringen all ihr Wissen über den Gegenstand (Sachgebiet: Wiese) zwanglos zum Ausdruck. Sie erzählen, was sie erlebt haben als sie mit dem Vater

am Sonntag über die Wiese gingen; was ihnen begegnet ist, als sie mit dem Bruder am Torfstich einen Fischzug mit dem Fischernetz erlebten, sie berichten von dem Angler, der einen großen Fisch fing. Man ist erstaunt, wie beredt so ein sechsjähriger Mund sein kann. Dem Schüler muß aber Gelegenheit gegeben werden, seine Erlebnisse sprachlich darzustellen. Einer reißt den andern mit sich und der Lehrer hat Mühe, den Ansturm einzudämmen und ordnend und sichtend das Ziel, die Sprachpflege, nicht verrücken zu lassen.

Die Selbsttätigkeit des Kindes ist aber mit der Pflege des sprachlichen Ausdrucks aus diesem unmittelbaren Erlebnis heraus nicht erschöpft.

Vielerlei hat sich dem Gedächtnis und der Erinnerung eingeprägt und drängt nach Ausdruck. Zeichnen und Formen, Stäbchenlegen und Malen werden zur Klärung und Befestigung der Vorstellungen benutzt. Wir zeichnen einen Staketenzaun, zunächst groß, dann immer kleiner, bis er in eine Schreiblinie auf unserer Tafel paßt, immer hübsch senkrecht, denn er soll den Grundstrich zu unserer Steilschrift vorbereiten. Ohne daß vom Schreiben die Rede war, ist das i schon fast fertig. Wir erzählen vom Apfelbaum und malen über jede Stakete einen schwebenden Apfel. Es muß noch i zwei Stützen erhalten, weil es ja nicht angenagelt ist.

Im Stäbchenkasten liegen viele solche kleine Staketchen. Wir legen sie zu einem langen und kurzen Zaun, verlängern und verkürzen ihn. Wir legen alle zurück, bis nur noch 1 — 2 — 3 — 4 — 5 im Kästchen liegen. Zählen, Zulegen und Abziehen werden dabei spielend vorbereitet. Ein Storch, ein Fisch, ein Kahn, der Schwan und ein Baum sind weitere, dankbare Objekte für die zeichnerische und malende Betätigung. Später wird die Stakete zur Ziffer 1 und der schöne, gebogene Schwanenhals zur Ziffer 2 werden. Den Schluß bildet ein Wiesenliedchen: „Auf unsrer Wiese gehet was".

Eine Stunde ist vorbei. Sie war wohl ein „Spaziergang", aber auch eine Stunde der Erziehung und des Unterrichts — eine Stunde „Gesamtunterricht".

Otto Heinrichsohn

Schreiblesen

3. Übung von Rektor Paul Hahn

Der Stoßlaut g.

Mundartlich wird g in manchen Gegenden unseres Vaterlandes wie j gesprochen. Das muß bei den Leseaufgaben streng vermieden werden. Sprich also nicht „jut" statt „gut", nicht „jrade" statt „gerade". Dulde es auch von deinem Kinde nicht.

gut gar ger ne ge ra de ge nau
sa gen ja gen ge hen wa gen gei gen nei gen re gen
se gen lie gen wie gen reg nen seg nen
ge hal ten ge se hen ge lau fen ge nom men

Oefter noch wird uns die Lautverbindung st zu schaffen machen. Wir fügen darum wieder eine Uebung mit st ein, wobei es bald mitten im Wort, bald am Ende desselben steht.

hu sten rei sen ra sten ich hu ste ich rei se ich rei ste
ich ra ste du hu stest du rei sest du rei stest du ra stest
du hast ge hu stet er ist ge reist es ist ge ro stet du hast
ge ra stet

Diese Aufgabe ist schon recht schwer. Es ist durchaus nicht gesagt, daß sie an dieser Stelle erforderlich wäre. Da die Fibeln die hier geübte Schwierigkeit nicht annähernd an der gleichen Stelle bringen, haben wir sie aus Vorsorge hierher gesetzt, damit sie für die Eltern greifbar ist, wenn sie erwünscht wird. Meist wird dies erst später der Fall sein.

Der Stoßlaut k.

kal te kau se mer ken mel ken ken nen er-ken nen
kom men be kom men kein kaum ki ki ri ki wak wak wak
ich kauf te ich ko che ich kau e er kauf te er koch te er kau te
du kauf test du koch test du kau test

Hinweis für das Schreiben:,

Der Buchstabe wird von t hergeleitet. Wenn der zweite Strich, der Abstrich, senkrecht heruntergezogen ist, dann wird ohne Absetzen in dem Abstrich die Feder wieder hinaufgeführt. Beinahe in der Mitte des oberen Schriftraumes tritt nun der Rechtsbogen aus dem Abstrich heraus und zieht im mittleren Schreibraum eine etwa waagerechte Schleife durch den Abstrich hindurch.

Zwei Mitlaute im Auslaut.

Wir müssen nun noch weitere Wörter üben, in denen eine Silbe mit zwei Mitlauten (nicht nur mit st) endet. Darum schließen wir die folgende Aufgabe an:

su chen ru fen ma chen la chen sucht ruft macht lacht
ei len tei len hal ten kau fen eilt teilt halt kauft
hu schen wi schen ho len ko chen huscht wischt holt kocht
fort durch an ders dort warm ern ten hart halt
horch keins eins leicht recht echt nicht ge lacht
ge macht ge malt

Der Stoßlaut b und der Umlaut ü.

bei bei de für da bei ne ben da für lo ben a ber
ü ben ha ben scha ben hin ü ber le ben ge ben dar ü ber

Zwei Mitlaute im Anlaut:

an de re an dre ru de re ru dre wan dern wan dre
drü ber dar ü ber
grün blau klein tra ri gra ben gleich bleich klu ge
tra ra frisch freu en tra gen fra gen schla gen blü hen
schwer schmau sen drun ter dre hen schnei den drei
drü ben drü ber dro ben tre ten flie gen schrei ben
schlim mer dro hen trau ern

Der Stoßlaut p und der Umlaut ö.

pan schen pum pen hop sen schon schön plan schen
hops hop sa oft öf ter pau ken klop fen hop la
mö gen möch ten hüp fen schlüp fen pitsch tö nen
hö ren peit schen pocht patsch er tönt ge hört

Hinweise für das Schreiben:

1. Der Buchstabe p beginnt mit dem Rechtsbogen wie Schluß-s; dieser steht im mittleren Schreibraum.
2. Es folgt die Verschleifung abwärts wie bei j.

Mutter hast Du das bedacht?

Eine Tür schlägt zu . . .

Der Sonntagmorgen begann scheinbar ganz friedlich, so friedlich wie immer. Die Eltern haben heute ein wenig länger geschlafen als sonst, und als die Mutter ins Wohnzimmer tritt, flutet heller Sonnenschein durch die Scheiben. Sie öffnet die Fenster, ein leiser Wind bewegt die Gardinen, und die Blütenkelche der Zimmerblumen auf dem Fensterbrett locken Bienen und Schmetterlinge an. Der Vater macht sich im Badezimmer zurecht, unterdessen trompetet Kurtchen durch die Räume „Heute ist Sonntag, hurra, heute ist Sonntag!", und die Mutter deckt den Tisch. Alles ist scheinbar ganz friedlich wie immer. Nur daß der Vater nicht so aufgeräumt ist, fällt Kurtchen auf, auch, daß er ihm das laute Jubilieren untersagt.

Ein wenig später sitzen sie am Frühstückstisch. Nun spürt Kurtchen schon stärker, daß irgend etwas in der Luft liegt; keine ausgesprochene Gewitterstimmung zwar, aber doch etwas, das unruhig macht. Vorsichtig forscht Kurtchen in den Mienen der Eltern, aber dort ist nichts zu erkennen. Er schaut länger von einem zum andern, aber die Eltern tun, als interessiere es sie gar nicht, daß er sie beobachtet. Der Vater streicht sich ungewohnt umständlich eine Buttersemmel, und die Mutter verrührt gar nachdenklich den Zucker in ihrer Tasse. Da macht Kurtchen einen Anlauf:

„Sieh einmal, Vati, da summt eine Biene. Ob die mich wohl stechen wird?"

Der Vater sieht kaum auf, aber auf seiner Stirn ziehen sich kleine Falten zusammen. Nach unendlich langer Zeit erwidert er unwirrsch:

„Laß das Tier zufrieden, dann sticht es dich auch nicht."

Kurtchen schmollt.

„Wenn ich der Biene aber nichts tue, und sie sticht mich trotzdem?"

„Halt' den Mund und iß!"

Noch einmal blinzelt Kurtchen von einem zum andern, dann zuckt er die Schultern. Aber die Stimmung ist jetzt keine friedliche mehr, sie fängt an schwül zu werden. Irgend ein ungesprochenes Wort lastet über allen. Kurtchen weiß nicht, was er beginnen soll, er, der gar nicht verstehen kann, warum dieser helle Sommersonnentag so dumpf und gedrückt beginnt. Und so zerbröckeln seine Finger das Kuchenstück, das vor ihm auf dem Teller liegt. Ein strafender Blick des Vaters verfolgt sein Tun, die Mutter macht eine Handbewegung, um ihn an dieser Unart zu hindern. Da klingt des Vaters Stimme hart und scharf durch den Raum:

„Kur—r—r—t!"

Ein erschrecktes Aufsehen, aber statt die Unart zu lassen, bröckelt Kurtchen weiter. Er weiß das gar nicht, seine Finger vollführen das ohne geistigen Antrieb. Er ist verdattert, weiß nicht, wo er mit der Unruhe hin soll. Jetzt lastet über ihm der Anruf des Vaters wie ein unheimliches Ausrufungszeichen.

Der Vater hat seine Buttersemmel hastig auf den Teller gelegt und den mit einer fahrigen Bewegung von sich geschoben, seine Hand hebt sich... Da drängt sich die Mutter dazwischen. Nun wechseln harte Worte von einem zum andern, die Kurtchen erschreckt anhört. Sie formen sich zu bitteren Vorwürfen und peinlichen Wünschen. Keiner spart mit ihnen und keiner erspart dem andern etwas. Die ganze Gepflegtheit des Umganges ist plötzlich dahingefegt, es ist, als ob sich Schleusen öffnen, aus denen sich aufgestaute Massen über den andern ergießen. Und dann steht der Vater auf, hastig, erregt, noch ein hartes, bitteres Wort, und hinter ihm schlägt eine Tür schallend ins Schloß.

Die Mutter steht ebenfalls auf. Sie drängt mit einer Hand die Erregung ihrer Brust zurück, auch sie sieht den Jungen nicht, der mit großen Augen dasitzt und kaum zu atmen wagt. Sie geht ebenfalls hinaus. Vielleicht geht sie ins Schlafzimmer, um zu weinen.

Kurtchen sitzt immer noch am Tisch. Seine Augen sind immer noch groß und erschreckt. Er sieht ein paarmal nach der Tür, die ins Schloß geworfen wurde, er sieht unschlüssig auf den Tisch, wo sich die Fliegen an der Marmelade und dem Honig und den Kuchenkrumen gut tun.

Und er fühlt sich grenzenlos allein. Ein paarmal schluckt er, dann drängen sich ihm die Tränen in die Augen. —

Als die Mutter ein wenig später ins Zimmer zurückkehrt, mit verweinten Augen, und hinter ihr, unsicher und schuldbewußt der Vater, sieht er sie plötzlich ganz anders, ganz anders.

Die Tür zum Zimmer wurde wieder geöffnet, aber eine andere ward zugeschlagen. Möller-Crivitz.

Märchen-Erzählen

Vor mir sitzt eine Klasse Buben und Mädels. Die Hände haben sich von selbst geschlossen, Totenstille herrscht im Zimmer und aller Blicke sind voll Spannung auf mich gerichtet. Solange ich erzähle, folgt mir jedes Kind vom Begabtesten bis zum Schwächsten mit restloser Hingabe. Je nach der Stimmung des Märchens bricht zuweilen ein helles Lachen aus oder ein tiefer Ernst breitet sich über die Gesichter. Nicht selten füllen sich die Augen besonders empfindsamer Kinder mit Tränen, die sie scheu zu verbergen suchen. Am Ende geht ein tiefes Aufatmen durch die Klasse, viele Hände erheben sich, und ein Fragen beginnt, das den Inhalt der Erzählung nicht tief genug erschöpfen kann.

Es liegt in der Wirkung des Märchens ein Geheimnis, das sich nicht ergründen läßt. Aber sie ist tief und nachhaltig, und für Geist und Gemüt des Kindes gibt es keine bessere Nahrung als diese phantasie- und seelenvollen Gebilde der deutschen Dichtung. „Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft", sagt Fichte. Das deutsche Gemüt ist ein Besitz, der uns vor allen Völkern auszeichnet. Es zu pflegen und zu vertiefen müßte die wichtigste Aufgabe der Erziehung sein. Dabei kann sie das Märchen nicht entbehren. Aber gibt es noch Mütter und Großmütter, die Kinder und Enkel in der Dämmerung traulicher Winterabende zum Märchenerzählen um sich versammeln? Eine Umfrage hatte ein fast trostloses Ergebnis! Welchen Verlust das für die Kindesseele bedeutet, ist nicht zu ermessen. Und welche kostbare Möglichkeit, Liebe und Vertrauen des Kindes zu gewinnen und es zu allem Guten zu begeistern, läßt sich der Erzieher dadurch entgehen!

Als junger Lehrer erhielt ich einmal eine völlig verwahrloste Klasse von 13jährigen Buben. Von der ersten Stunde an waren sie meine Gegner, und ihr Anführer, ein kleiner rothaariger Schlingel, der schon mehrfach mit der Polizei Bekanntschaft gemacht hatte, betrachtete mich mit feindseligen Blicken. Es gelang mir weder durch Güte noch durch Strenge die Klasse zu gewinnen, Ungezogenheit und Faulheit waren zu tief eingewurzelt. Da brachte ein Zufall eine plötzliche Wendung:

Mitten im Unterricht stand eines Tages der rothaarige Bub auf, hob die Bank aus und ließ sie fallen, so daß die Tintenfässer heraussprangen. Ich forderte ihn auf, vorzukommen. Er dachte nicht daran. Als ich mich erhob und auf ihn zuging, flüchtete er hinter die letzte Bankreihe. In der Klasse herrschte großer Jubel, denn man erwartete eine fröhliche Jagd. Es kam aber anders.

Ich blieb plötzlich stehen, und den Blick unverwandt auf den Buben geheftet, ging ich langsam zurück aufs Pult. Augenblickliche Stille und große Spannung. Auf dem Pulte angelangt begann ich, so als wäre nichts geschehen, von Wieland dem Schmied zu erzählen. Die Klasse lauschte voll Verwunderung, befand sich aber bald völlig im Banne der schönen Sage. Nur der Rothaarige, der noch immer hinten stand, geriet in große Verlegen-

heit. Niemand achtete auf ihn. Er trat unruhig von einem Fuße auf den anderen, und schließlich bewegte er sich langsam vorwärts in der Richtung seines Platzes. Dabei verdeckte er einem Schüler, der mit größter Aufmerksamkeit der Erzählung folgte, den Ausblick nach mir. Der gab ihm ärgerlich einen Fußtritt, so daß er einige Schritte weiterstolperte und in seinen Sitz hineinrutschte. Dort saß er nun wie ein geduckter Kater und beobachtete mich mit lauerndem Blick. Als das Klingelzeichen ertönte, brach ich ab mit dem Bemerken, daß ich in der letzten Stunde weitererzählen würde.

Nach der Pause empfing mich eine ungewohnte Stille. Auf allen Gesichtern stand die Frage: „Was wird er tun?" Er tat aber nichts, sondern unterrichtete, ohne den Rothaarigen zu beachten. Es lag eine deutlich fühlbare Schwüle über den Kindern, und als ich während einer schriftlichen Arbeit zwischen den Sitzreihen auf- und niederging, folgten mir heimlich aller Blicke. Der Rothaarige kroch förmlich in sich hinein, so oft ich an ihm vorüberkam; denn er erwartete einen plötzlichen Ueberfall. Aber auch das geschah nicht. Erst als ich die Geschichte fertig erzählt hatte, rief ich ihn vor. Diesmal kam er ohne Zögern. „Glaubst du", sagte ich zu ihm, „daß Wieland als Junge auch solche Flegeleien begangen hat wie du? Und glaubst du, daß er ein einziges Mal feige davongelaufen ist? Daß du ungezogen warst, ist schlimm; aber erbärmlich war's, daß du als Feigling davonliefst!"

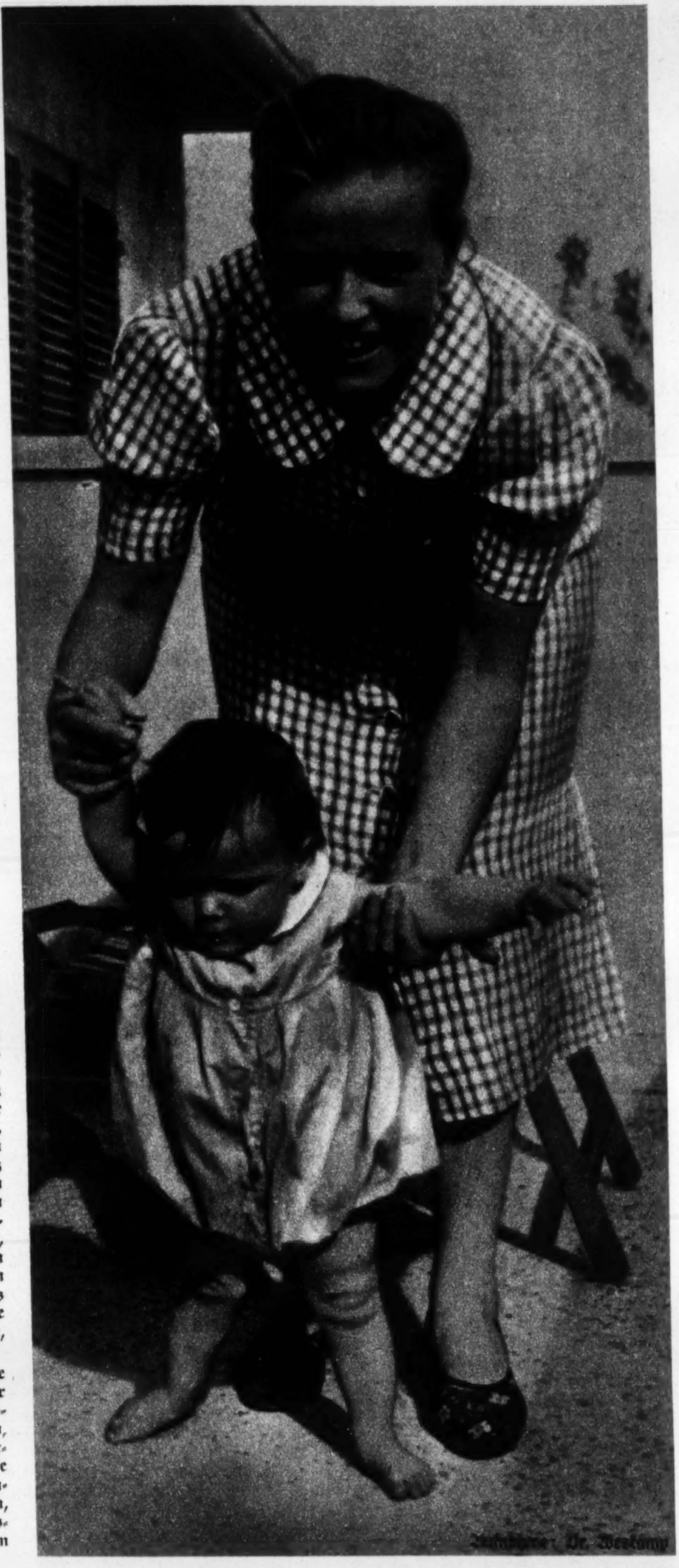
Der Junge errötete tief, und als ich ihn straflos gehen ließ, ruhten die Augen der ganzen Klasse voll Verwunderung auf mir, als wäre etwas Unbegreifliches geschehen.

An jenem Tage wurden wir Freunde, und die Kinder bemühten sich sichtlich, mir keinen Verdruß mehr zu verursachen. Der Rothaarige nahm sich gewaltig zusammen und wurde von Tag zu Tag anhänglicher. —

Seit diesem Erlebnis weiß ich, daß das Märchen unentbehrlicher Bestandteil des Unterrichts, vor allem des gemüts- und gesinnungsbildenden ist. In der Erzählstunde bin ich auch weniger der Lehrer, sondern vielmehr das, was Vater und Mutter den Kindern sein sollten. Dadurch entsteht ein ganz eigenes Verhältnis zwischen der kleinen Gesellschaft und mir, das sich am deutlichsten in einer rührenden Anhänglichkeit äußert. Viele Kinder, vor allem die schwach begabten, wissen nicht, weshalb sie so viel lernen sollen und sind unterbewußt der Meinung, es geschähe für den Lehrer. Lieben sie ihn aber, so tun sie es ihm zur Freude, und der Erfolg bleibt nicht aus.

Welche Eltern möchten nicht die ganze Liebe ihrer Kinder besitzen? Der schönste und sicherste Zugang zum kindlichen Herzen ist aber das Märchen, das in alten Zeiten die Seele des deutschen Familienlebens war. Man greife nur hinein in den reichen Schatz unserer Märchen und wird genug finden, um eine ganze Kindheit damit auszufüllen.

Rudolf Kirsten



Können Großeltern Kinder erziehen?

Tausendmal haben es Großeltern bewiesen, daß sie wohl imstande sind, ihren verwaisten Enkeln den Vater und die Mutter vollwertig zu ersetzen und in jeder Beziehung brauchbare Menschen aus ihren Kindeskindern zu machen. Da, wo sie wirklich und alleinig die Elternstelle vertreten mußten, haben sie es weder am Ernst, noch an der Strenge, weder am Verstehen der Kindesseele, noch an der Geradheit ihres Erziehungswollens fehlen lassen. Und manch lebenstüchtiger Mann und manch vorbildlich-umsichtige Frau verdanken ihre Tüchtigkeit und ihre Erfahrung einzig und allein der großelterlichen Erziehung. Daran ist nicht zu zweifeln.

Eigentlich müßten ja die Großeltern sogar bessere Erzieher als die Eltern sein; ihnen steht die Erfahrung zur Seite, die jene erst in der Erziehungspraxis erwerben müssen. Denn Erziehen ist eine Kunst, die gelernt sein will, und die weder dem Vater noch der Mutter zugleich mit dem ihnen geschenkten Kind beschert wird. Fehler, die sie bei der Erziehung der eigenen Kinder machten, können die Großeltern bei der der Enkel vermeiden, Praktiken und „Kniffe", die sich für den Erziehungserfolg als nützlich erwiesen, ohne langes Suchen nach dem richtigen Weg bei der erziehlichen Betreuung der Kindeskinder nutzbringend anwenden.

Wie gesagt: „theoretisch gesehen" müßte das so sein. Die Wirklichkeit lehrt jedoch, daß Großeltern, die gezwungen waren, Enkelkinder zu erziehen, mit diesen trotz aller Erfahrung nicht weniger Mühe hatten als mit den eigenen. Diese Tatsache findet ihre Erklärung darin, daß einmal jedes Kind eine kleine Persönlichkeit mit besonderen Veranlagungen und Neigungen ist und durchaus „individuell" gesehen und angefaßt werden will, und zum andern, daß jede Generation ihr eigenes Gesicht und ihr eigenes Gepräge hat, und sich in ihrer Gesamthaltung oft wesentlich von der vorhergehenden unterscheidet. Mußten z. B. die Großeltern bei den eigenen Jungen Wünsche, die auf ein Abenteurerleben im Sinne der Bücher eines Karl May hinausliefen, zurückdrängen und in vernünftige Bahnen lenken, so haben sie mit den Enkeln Mühe, diese davon zu überzeugen, daß Autorennfahrer, Werkpilot, Kunstflieger und Boxweltmeister keine Berufe sind, auf die man geradeswegs lossteuern kann, und die jedem offen stehen. Den eigenen Töchtern mußten sie das Wunschbild der „reichen Heirat" und des sorgenfreien, genußfrohen Lebens zerstören, den Enkeltöchtern dagegen klarmachen, daß es töricht und nicht ungefährlich ist, von späteren Erfolgen als Filmstar zu träumen und darüber zu vergessen, sich auf die naturgegebenen Aufgaben der Frau vorzubereiten.

Nein — in der Erziehung gilt kein Schema. Das weiß jedes Elternpaar, das mehrere Kinder sein Eigen nennt, das weiß jeder Lehrer und Berufserzieher, der immer wieder verwundert feststellen muß, wie verschieden doch die einzelnen Schülerjahrgänge und auch die Schüler innerhalb dieser Jahrgänge sind, und das wissen aus Erfahrung die Großeltern, die bei der Erziehung von Enkeln „von vorn anfangen" mußten wie einst, da sie um die Erziehung der eigenen Kinder bemüht waren. —

Können Großeltern Kinder erziehen?

Wir stellen diese Frage zum zweiten Male und fordern nun diejenigen zu einer ungeschminkten Antwort auf, die hinter das unbedingte Ja von vorhin ein Aber setzen möchten. Ihrer sind gar viele, und die Begründungen, die sie für ihr „Aber" oder gar ihr „Nein" anzuführen haben, können nicht mit einer Handbewegung abgetan werden.

„Unsern Jungen, den wir während der vier Wochen, da wir verreist waren, zu den Großeltern in Pflege gegeben hatten, haben wir kaum wiedererkannt", klagt eine Mutter. „Jeden Willen haben sie ihm gelassen, jeden Wunsch haben sie ihm erfüllt, sie haben ihn in jeder Beziehung verwöhnt und verzogen, so daß wir Monate benötigten, um ihn wieder an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Dabei waren sie gegen mich und meine Geschwister sehr strenge Erzieher, die bei uns auch nicht die kleinste der Ungezogenheiten geduldet hätten, die sich der Enkel jeden Tag im allergrößten Ausmaß erlauben durfte. Ganz entfremdet wurde uns der Junge durch den großelterlichen Einfluß, und bei jeder nur möglichen Gelegenheit begehrt er gegen die Ordnung in unserm Hause auf und beruft er sich auf Duldsamkeit und Güte der Großeltern."

Ein Einzelfall? Wohl kaum! Sondern eine oft zu beobachtende Erscheinung.

Auch für das folgende Erlebnis, das ein Lehrer mit einem Großvater bzw. seinem Enkel hatte, wird es Parallelen geben: Bringt da zu Ostern ein Großvater seinen Enkel zur Schule, um diesem dem Lehrer besonders ans Herz zu legen. Sie, die Großeltern, hätten dieses Kind schon vor längerer Zeit zu sich ins Haus genommen, da der Vater im Kriege, die Mutter aber als fremdsprachige Korrespondentin in einem Industriebetriebe tätig sei. Er, der Großvater, habe sich die sorgfältige Erziehung des Jungen besonders angelegen sein lassen, er habe ihn vor den Gefahren eines unpassenden Umganges mit andern Kindern sorglich behütet und sein kleiner Enkel habe ihm das durch Artigkeit, Fleiß und verständiges Interesse für mancherlei Dinge, an denen sonst ein Kind vorübergeht, gedankt. Der kleine Peter könne schon bis hundert zählen, er beherrsche schon die Kleinbuchstaben und finde sich auf der Landkarte zurecht. Er benehme sich im Hause und bei Tisch wie ein Erwachsener und finde an den Ungezogenheiten anderer Kinder an ihren Späßen und Spielen keinen Gefallen. Drum bitte er, daß in der Schule auf den Jungen entsprechend Rücksicht genommen und die Wohlerzogenheit des Kindes nicht durch das böse Beispiel seiner Klassenkameraden gefährdet werde.

Der Lehrer hat daraufhin erst den kleinen Peter und dann den Großvater angesehen. Peter war ein kleines blasses Bürschchen in tadellos sauberem Anzug, das sich anscheinend in der neuen Umgebung gar nicht wohl fühlte und dauernd bei dem Großvater Schutz suchte. Und der Großvater? Das war ein prächtiger alter Herr, der anscheinend mit beiden Beinen fest auf der Erde stand und zu dessen äußerer Erscheinung die Ueberbesorgtheit um den Enkel gar nicht passen wollte. Ehe der Lehrer ihm darum eine Antwort auf sein Ansinnen gab, eine Antwort, in der er ihm die Erziehungsgrundsätze der Schule im neuen Staat vor Augen halten und ihm klarmachen wollte, wie töricht es sei, das Kind schon im vorschulpflichtigen Alter zu drillen und aus ihm einen Miniatur-Erwachsenen zu machen, fragte er den Großvater nach dessen Beruf.

„Ich bin Volksschullehrer im Ruhestand, bis vor Ostern vor einem Jahr war ich an der Schule in B. tätig."

Der Fragesteller hätte jede andere Antwort erwartet. Daß ein Berufserzieher so unverantwortlich handeln konnte, war ihm unfaßbar. Daß dieser schon der älteren Erziehergeneration angehörte, war bei dieser Fest-

Bei den Großeltern Aufnahme: Adolf Schmidt

stellung belanglos, denn eine Erziehung, die das Kind Kind sein läßt und dem Jugendalter eine Eigengesetzlichkeit zubilligt, haben wir ja nicht erst seit gestern und heute.

Im Laufe einer angeregten Unterhaltung hat sich dann herausgestellt, wer hier versagt hat. Nicht der Berufserzieher, sondern der — Großvater.

Es ist eben etwas Eigenes um die Großväter und Großmütter, etwas Unbegreifliches und Unwägbares. Die Liebe, mit der ihre alten Herzen den Enkeln zugetan sind, steigert sich in den Fällen, da die Großeltern gelegentlich die Elternstelle vertreten, oft zu hemmungsloser Verzärtelung. Es scheint so, als genüge das halbe Menschenalter, in dem sie direkte Erzieherpflichten nicht mehr hatten, um sie all diese Pflichten vergessen zu lassen. Um das leibliche Wohl der ihrer Obhut anvertrauten Kinder sind sie mehr als besorgt, dem charakterlichen und seelischen Triebleben ihrer Pflegebefohlenen lassen sie jedoch freien Lauf.

Wir dürfen wohl hier von einem Naturgesetz sprechen, das respektiert werden will und laut welchem eben nur die Eltern die naturgegebenen, rechten Erzieher sind oder sein können, und laut welchem nur in Einzelfällen die ältere Generation die Kraft und die Fähigkeit besitzt, die Eltern vollwertig zu vertreten. (Daß diese Feststellung sich nicht gegen die Praktiken der Schulerziehung richtet, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; denn in den Schulen sind auf ihr Amt wohl vorbereitete Männer und Frauen tätig, die sich — sonst wären sie ja nicht Lehrer oder Lehrerin geworden — zu dieser hohen Aufgabe, den Eltern gleich, berufen fühlen.) —

Es könnte nun den Anschein haben, als hätte der Verfasser dieses Aufsatzes die Absicht, davor zu warnen, Kinder in die Obhut der Großeltern zu geben. Diese Absicht besteht nicht, um so weniger, als in der heutigen Zeit, in der vielfach Vater und Mutter sich in den Dienst unser Wehrwirtschaft stellten und sich deshalb nur wenig um die Kinder kümmern können, häufiger als jemals die Großeltern noch einmal Elternpflichten auf sich nehmen müssen. Das ist eines der Opfer, die sie der um ihre Freiheit kämpfenden Nation bringen, ein Opfer, für das wir ihnen Dank schulden.

Wenn hier ein Problem berührt wird, so geschieht es, dem Charakter und dem Sinn dieser Zeitschrift entsprechend nur, um Hinweise zu geben, die geeignet sind, den Großeltern die Aufgabe zu erleichtern und ihren erzieherischen Einfluß auf die Kinder für diese und die Familie und damit für den Staat bestmöglichst zu gestalten.

Es sind immer „anderer Leute Kinder", die sie zu betreuen haben, auch wenn diese in noch so naher Blutsverwandtschaft zu ihnen stehen. Dies gilt es zu bedenken. Wer „anderer Leute Kinder" bei sich aufnimmt, darf diese nicht zu ihrem Elternhause in Zwiespalt bringen und sie dadurch diesem entfremden. Es werden den Vizeeltern ja wenigstens in großen Linien die Erziehungsgrundsätze bekannt sein, welche im Elternhause ihres Pflegekindes maßgebend sind. Es wäre nun ebenso taktlos wie erzieherisch verkehrt, an diesen Grundlagen vor den Ohren des Kindes Kritik zu üben oder sie durch entgegengesetzte Maßnahmen zu sabotieren. Immer sollten sich die Großeltern fragen: Wie würden in diesem oder jenem Falle der Vater oder die Mutter ihrer Enkelkinder handeln und ihre Maßnahmen danach treffen? Auch wenn das allzuweiche großelterliche Herz manchmal andere Wege empfehlen müßte. Diesen Grundsatz von Anfang an befolgen bedeutet, daß die Kinder gar nicht erst auf den Gedanken kommen, das großelterliche Haus als Tummelplatz ihrer ihnen daheim verbotenen Neigungen anzusehen und die großelterliche Nachsicht als eine selbstverständliche Erziehungskonsequenz, die elterliche Strenge aber als grausame Härte zu betrachten. Dann kann es nicht geschehen, daß die wieder ins Elternhaus zurückgekehrten Kinder sich bei jeder nur möglichen Gelegenheit auf Großvaters und Großmutters „wahre Liebe" berufen und den „strengen Eltern" ablehnend gegenüberstehen. Johannes Otto.

Kinder fragen – wir antworten

Können verschluckte Tiere im Magen weiterleben?

Vor hundert Jahren, genau gesagt, im Jahre 1834, glaubte man an folgende Geschichte, die in vielen Zeitungen den Lesern als „verbürgte Wahrheit" mitgeteilt wurde: Da hielt sich ein Schneider namens Williams aus New-York in Jamaika auf. Eines Tages trank er aus einer Waldquelle; als er seinen Durst hinreichend gelöscht hatte, bemerkte er auf dem Grunde des Wassers winzige Schlangen, die dort lustig herumschwammen. Ein halbes Jahr war vergangen, als Williams öfters eine Art Rumoren in der Magengegend spürte. Gleichzeitig wuchs sein Appetit ins erstaunlichste; er aß bald vier- bis fünfmal soviel als früher. Und eines Tages erinnerte er sich plötzlich jenes Vorfalles in Jamaika. Von diesem Augenblick an war es für Williams eine ausgemachte Sache, daß er in seinem Innern eine Schlange beherberge. Er ging zu einem Arzt namens Dr. Mott in New-York, und dieser tüchtige Arzt war der Ueberzeugung, daß eigentlich nur eine Operation helfen könnte. Davon aber mochte Williams nichts wissen, denn vor dem Messer und den zu erwartenden Schmerzen (man kannte damals bekanntlich die schmerzlose Operation durch Betäubung noch nicht!) hatte er Angst. Wollte man die Operation nun vermeiden, dann, so meinte Dr. Mott, gebe es vielleicht noch einen anderen Weg, um dem Untier beizukommen: nämlich die List und die Tücke. Der Patient erhielt nun die Vorschrift, zunächst einmal fünf Tage lang weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen. Die Schlange in seinem Magen sollte dadurch sozusagen mithungern und mitdürsten. Alles weitere würde sich dann schon von selbst ergeben.

Williams schickte sich ins Unvermeidliche und begann sogleich mit der Hungerkur. Der Arzt aber, der an diesem Fall ein besonderes Interesse hatte, blieb Tag und Nacht bei ihm, um den Fortgang genau zu beobachten. Wenn aus den Bewegungen in der Magengegend des Patienten zu schließen war, daß die Schlange im Begriff stand, den Körper Williams zu verlassen, mußte er sich auf den Bauch legen, den Mund weit aufsperren, und gleichzeitig wurde in die Nähe des offenen Mundes eine Untertasse mit heißer Milch hingesetzt.

Am sechsten Tage der Hungerkur trat das große Ereignis tatsächlich ein. Mit einem Male bekam der Patient einen furchtbaren Anfall. Das Gesicht wurde blaurot, es sah aus, als müsse er an etwas, das in ihm würge, ersticken. Im gleichen Augenblick steckte auch schon die Schlange ihren Kopf aus dem offenen Munde des Williams und züngelte gierig zu der heißen Milch hin. Jetzt gab Dr. Mott geistesgegenwärtig seinem Assistenten einen Wink, der darauf herzhaft zupackte, die Schlange ergriff und sie vollends aus dem Leibe des Williams herauszerrte.

Damit war die großartige Operation in vollem Umfange geglückt. Die Schlange wurde als Kuriosität in Spiritus gelegt. Sie mußte sich im Magen des Schneiders aber recht wohl befunden haben, denn aus dem kleinen, winzigen Schlänglein, das Williams einst in seiner Hast verschluckt hatte, war im Laufe der wenigen Monate eine Schlange von über zwei Metern Länge geworden . . .

Das sollte vor hundert Jahren kein Aprilscherz sein, sondern wurde den Menschen damals als zuverlässiger Bericht mitgeteilt. Vielleicht haben viele daran geglaubt, denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß solche und ähnliche Geschichten noch lange Jahre durch die Presse eilten und gläubige Menschen fanden.

Heute weiß man, daß so etwas ganz ummöglich ist. Ausgenommen vom Band- und Spulwurm muß jedes Lebewesen schon nach kurzer Zeit im Magen eines Menschen oder eines Tieres umkommen, weil die Magensäfte das verschluckte Lebewesen schon nach wenigen Stunden völlig auflösen, also verdauen.

Aber gänzlich ausgeschlossen ist es nicht, daß ein Tier von einem andern verschluckt wird und seinen furchtbaren Todeskäfig dennoch lebend verläßt. Darüber weiß der deutsche Naturforscher Waldeck zu berichten:

Waldeck reiste durch Zentralamerika und stieß dabei einmal inmitten des Urwaldes am Rande eines Sumpfes auf einen riesigen Kaiman. Das ist eine Krokodilart, die bis zu vier Metern lang wird. Dieser Kaimann gebärdete sich so auffallend wütend, als kämpfe er gegen einen unsichtbaren Feind. „Was mag das Ungeheuer nur so rasend machen?" fragte Waldeck seinen Begleiter, einen landeskundigen Mestizen. Das ist ein Mischling zwischen einem Weißen und einem Indianer. Dieser antwortete: „Es kämpft mit einem anderen Tier, aber es ist ihm unmöglich, es zu bezwingen." „Mit welchem Tier denn?" fragte Waldeck ganz erstaunt, „hier ist doch kein anderes Tier zu erblicken." Da lächelte der Mestize geheimnisvoll: „Sie werden es bald sehen, noch ist es verborgen." „Wo steckt es denn?" fragte Waldeck weiter. „Im Magen des Kaiman", erwiderte der Mestize. „Aber das ist doch kaum möglich", entfuhr es dem Gelehrten, worauf ihm der Mestize erwiderte: „Doch, Herr! Wir Bewohner dieser Wildnis beobachten oft solche Vorgänge, wenn auch die klugen Leute in den Städten daran nicht glauben wollen." Nun wurde Waldeck nachdenklich. „Was für ein Tier hat denn der Kaiman im Magen?" „Es ist eine kleine Schildkröte. In seiner Gier hat er sie verschluckt, ohne ihren Panzer zu zerbeißen, den er auch gar nicht zerbeißen könnte, weil er stahlhart ist. In dem Augenblick, da sie gepackt wird, zieht die kluge kleine Schildkröte ihren Kopf und ihre Füße unter die schützende Schale und läßt sich ruhig von ihrem Feinde verschlingen. Alsbald aber, im Magen des Kaimans, beginnt sie ihr unsichtbares und unheimliches Befreiungswerk. Mit der größten Seelenruhe geht sie daran, sich durch die Magenhäute und Eingeweide des Kaiman hindurchzufressen. So tötet sie ihn, indem sie sich selber rettet. Geben Sie acht, Herr, Sie werden es bald selber zu sehen bekommen."

Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete nun Waldeck den weiteren Verlauf. Die rasenden Bewegungen des Kaimans wurden immer schwächer, er ermattete zusehends, warf sich zuletzt mit einer letzten Kraftanstrengung auf den Rücken, zuckte noch ein paar Mal und verendete. Und an der Bauchseite des Ungetüms kam eine kleine Schildkröte zum Vorschein, die sich also buchstäblich durch den Leib des Alligators durchgefressen hatte. Still und bescheiden, als hätte sie kein lebensgefährliches Abenteuer glücklich überstanden, watschelte sie in Richtung auf den Sumpf davon . . .

Aber, wie gesagt, das ist eine Ausnahme. Grundsätzlich ist es ausgeschlossen, daß ein Tier im Magen eines anderen auch nur kürzere Zeit zu leben vermöchte. Selbst Tiere mit besonderer Lebenszähigkeit, wie zum Beispiel von Schlangen, verschluckte Frösche, die durch besonders glückliche Umstände alsbald aus ihrem grausigen Käfig aus Muskelbändern und Schleimhäuten befreit werden können, weisen schon nach ganz kurzer Zeit halb verdaute, zerfressene, aufgelöste Beine auf. Wenn sie dann auch sozusagen „lebend" davon abkommen, so zeigen solche Vorfälle doch, daß der Magen sehr schnell sein Vernichtungswerk vollbringt.

Darum ist alles, was von verschluckten und im Magen eines andern weiterlebenden Tieren erzählt wird, ein schönes Märchen.

Ist die Erfindung des Perpetuum mobile möglich?

Ueber die Konstruktion des Perpetuum mobile, der ohne Antrieb ewig laufenden Maschine, haben schon viele Menschen gegrübelt. Denn die Erfindung dieser „idealen" Maschine ist und bleibt ein Wunschtraum aus dem Schlaraffenland, weil sie technisch unmöglich ist. Jede Bewegung, und sei es noch die kleinste, setzt Kraft voraus und damit auch einen Kraftverbrauch. Gewiß, der Verlust an Kraft kann unter besonders günstigen Umständen sehr klein gestaltet werden, indem man die Reibung auf ein Mindestmaß herabsetzt. Aber völlig kann man auch den kleinsten Kraftverlust durch Reibung nicht beseitigen. Und weil man das nicht kann, sinnt kein ernster Erfinder über das Rätsel des Perpetuum mobile nach. Auch hier gilt das Wort: umsonst ist nichts, und gebratene Tauben fliegen einem nur im Schlaraffenland in den Mund. Da wir aber nicht in diesem Lande der Faulenzer leben, müssen wir arbeiten, um das zu erreichen, was wir begehren. So auch die Maschine. Wer ihr keinen Treibstoff gibt, kann auch keine Kraft von ihr erwarten.

„Rückkehr in die Jugend!"

P.K. Kleine Ereignisse von großem Reiz umsäumen gewissermaßen die großen Geschehnisse der kriegerischen Zeit. Auch im Kriege gibt es für jeden Soldaten abseits von dem, was er als Soldat zu tun hat, Erlebnisse, die ihm viel bedeuten. Was soll man sonst von dem halten, was ich dieser Tage beobachtete und nun erzählen will. Es ist ganz und gar unkriegerisch, und dennoch! Bedenken wir, daß uns alle der Krieg aus unserem Friedensalltag herausgeholt hat und daß wir seit etlichen Monaten etwas ganz anderes zu tun haben als das, was wir jahraus jahrein zu Hause in unserem Beruf tun. Mit diesem Abrücken von Beruf und Alltag verwirren sich manchmal die geordneten Fäden unseres Lebensgewebes, es gibt Momente, wo wir in die entfernteste Vergangenheit unseres Lebens zurückkehren. Also —

Ort des Geschehens: eine kleine dämmerige Konditorei, nicht eben weit vom Westwall entfernt.

Handelnde Personen: ein Soldat von etwa vierzig Jahren und zwei Jungens von zwölf Jahren. Das heißt, eigentlich handelt nur unser Soldat. Und das war so: in dieser Konditorei sitzt der Soldat, ein Gefreiter mit grauen Schläfen (was hier für den Vorfall allerdings ohne Bedeutung ist) und hat die Illustrierten schon genau so durchgemustert wie die Tageszeitungen. Er sitzt da, hat einen Briefbogen vor sich und schreibt nicht, er schaut vielmehr zum Fenster hinaus auf die Straße, auf der etliche Bürger und Soldaten vorüberkommen. Im Raum selbst ist für ihn nicht viel, was ihn beschäftigen könnte, — ein paar Männer vom Lande, dann ein paar Mädchen, die sich über Filme unterhalten und es sehr wichtig haben. Dann kommen, sehr zur Verwunderung der Erwachsenen, zwei junge Ströppe herein, zwölf Jahre alt, Schüler offenbar, die ihr erstes Lateinbuch wohl gerade hinter sich haben. Mit der verblüffenden Sicherheit von Stammkunden nehmen sie sich einen Tisch, hängen ihren Mantel auf, bestellen eine Tasse Kaffee und etwas Gebäck. Und dann beginnen sie zusammen ihre Schulsachen zu machen. Man versteht: es handelt sich um Jungens vom Lande, die die Mittagspause nicht anders herumkriegen können. Gegen Abend fahren sie wohl mit dem Bummelzuge in ihr heimatliches Dorf. Jetzt sitzen sie hier, oder vielmehr sie hocken gerade eben noch auf einer Stuhlkante, um nicht abzugleiten. Die Hefte werden ausgebreitet und die zwei unterhalten sich über ihre Mathematikaufgabe. Das tun sie so, als wäre sonst niemand mehr im Raum. Sie rechnen zusammen, bis sie plötzlich festsitzen und nicht weiterkommen. Der eine meint so, der andere so. Das Hin und Her hält an, sie kommen nicht weiter.

Da greift der Gefreite in die Debatte ein, und sagt, nicht sehr bestimmt, aber doch in wohlwollend helfendem Ton, das müßt ihr so machen .... Man versteht, daß er etwas vorsichtig an die Aufgabe heranging, denn sicher hat er seit einigen Jahrzehnten nicht mehr solche Aufgaben zu lösen gehabt. Es mag ihm da zumute gewesen sein, wie damals, als er ebenso wenig sicher war wie die Jungens. Aber schließlich machen sie gemeinsam, der Gefreite setzt sich zu ihnen an den Tisch und rechnet mit. Ebenso eifrig wie die Jungens. Er schaut seinen Leidensgenossen auf das Heft — genau wie früher! Eine Frage dazwischen will wissen, ob sie irgendein bestimmtes Gesetz der Mathematik schon „gehabt" haben. Da sie es schon kennen, kann er getrost weitermachen. Und am Ende vergleichen sie ihre Ergebnisse. Alle drei sind gleich ernsthaft bei der Sache. Im Stillen mag der Gefreite gedacht haben: Gott sei Dank, ich habe es noch geschafft! Aber man sieht mit Erstaunen, daß der Abstand der Jahre zwischen dem Soldaten und den Schülern immer geringer wird, so daß die nächste Aufgabe für den stillen Beobachter in der Ecke sehr lustig anzuschauen ist! Der Grauhaarige ist ebenso „im Druck" wie die Jungen ...

Aber dann haben sie es geschafft, alle drei haben dieselben Ergebnisse, es muß also wohl stimmen! In der Pause sprechen sie sehr fachmännisch über die Methoden der Mathematik von damals und heute. Und am Ende stellen alle drei fest: Das hat geklappt! Das haben wir hingekriegt! Nun nahmen sie ihre Lateinbücher vor, der Gefreite schaute in das Buch und machte mit. Um sich vollends anzubiedern oder weshalb sonst erlaubte er sich, die beiden jungen Herren zu einem Stück Kuchen einzuladen, aber mit der sicheren und bescheidenen Art, die unsere prachtvolle Jugend von heute auszeichnet, lehnten beide ab: nein, danke, von Soldaten nehmen wir nichts! . . .

Also nichts zu machen. Aber was kommt nun daran? Latein, also laßt mal sehen! Das ging doch entschieden besser als das Rechnen, sie lasen die Uebersetzung ziemlich ohne Stocken herunter. Der Gefreite lief als Dritter glatt mit. Und so war das wie ein Chor zu dritt . . .

Auch die Uebersetzung eines fremdsprachigen Textes ins Deutsche, die sie anschließend schriftlich zu machen hatten, ging glatt vonstatten, so daß der Gefreite ausgeschaltet war. Was tat er? Er griff sich ein Schulbuch, blätterte und las, las und schaute nicht mehr auf. Der Gefreite war versunken in Jugenderinnerungen, er las eifrig und ohne aufzuschauen. Was mag er da an alten Bekannten wiedergesehen haben, was mag ihm da als neu aufgestoßen sein! So las er weiter, griff ein anderes Buch und meinte: Ihr habt heute eine Erdkunde, die sicher Spaß macht! Bei uns war das eine Plage! — — Ja, Erdkunde ist fein, sagten sie einstimmig. Wir haben einen Lehrer, der erzählt so, als wäre er überall gewesen, und dann bringt er Bilder mit und wir lesen Reisebeschreibungen zu Hause. Ich glaube, wir kennen die ganze Welt . . .

„Das muß die deutsche Jugend auch, denn für Euch wird Deutschland immer größer, ihr werdet weit herumkommen und für Deutschland arbeiten. Für uns war Deutschland noch eng, wir hatten Kolonien, aber die waren sehr weit weg. Ihr aber sollt denken, daß wir in der ganzen Welt zu Hause sein müssen . . . ."

Dann übersetzten sie weiter und der Gefreite nahm ein anderes Buch. Er las, nickte mit dem Kopf, schmunzelte und manchmal grinste er auch . . . Woran mag er gedacht haben, an seine eigene Jugend, an seine Jungens zu Hause. Woran wohl?

Das Ende der Geschichte sah ich eben noch, als ich fortgehen mußte. Der Gefreite ging rasch zu seinem Tisch zurück und begann nun endlich zu schreiben. Die Feder eilte über das Papier. Ich glaube, er hat sofort seiner Frau und seinen Jungens von diesem schönen Erlebnis erzählt. Und es kann sein, daß er sich Vorwürfe gemacht hat, weil er seine Jungens zu Hause fast immer hat allein arbeiten lassen. Er wußte nicht mehr, daß die Schularbeiten auch für den Erwachsenen noch Anregung, Unterhaltung und — darf man es sagen? — Belehrung bringen. Und wenn er wieder zu Hause ist, wollte er mit ihnen zusammen ebenso fleißig Schularbeiten machen wie heute, wo es sein Zeitvertreib sein sollte und eine vergnügte Arbeit wurde . . . .

Das war vor drei Tagen. Heute war ich wieder in der Konditorei und fragte das blonde Fräulein, was aus der Sache geworden wäre. Da erfuhr ich, daß er am Ende doch die Zeche für die beiden jungen Herren bezahlt hat: eine Mark und fünf Pfennige, mit Bedienung.

Wilhelm Brepohl

Dem Kinde

Lausche den Stimmen der Ahnen,
werde im Schicksal nicht klein,
wenn es mit rauschenden Fahnen
groß und gewaltig will sein.

Wenn es mit dunklen Gewalten,
über dich kommt mit Macht,
suche das Wir zu gestalten,
stoße das Ich in die Nacht.

Lerne den Nacken zu steifen,
schwinge den Hammer, faß an.
Leben heißt Kämpfen und Reifen.
Wachse zum Bruder, zum Mann!

Fruchtlos bleibt Beten und Flehen,
säest du nicht selber die Saat.
Zeichen und Wunder geschehen,
wenn du bereit bist zur Tat.

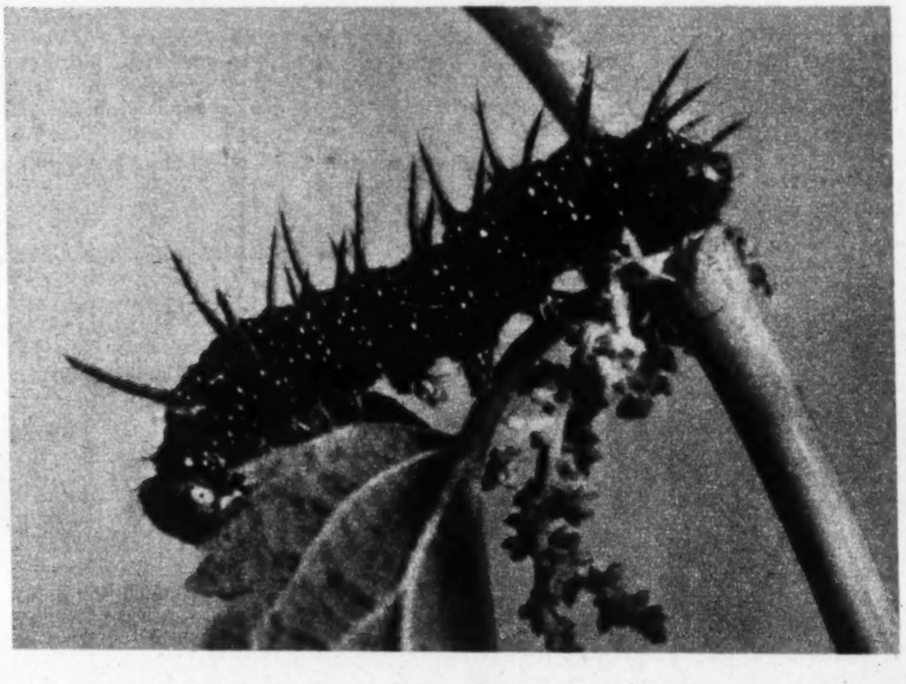
Fritz Michel

Schmetterlinge im Sommerwind

Von Hans Eltgen

Fast jeder von uns hat in seiner Kindheit einmal Schmetterlinge gesammelt, aber daß diese schönen buntglänzenden Lebewesen Geheimnisse bergen könnten, das ist uns wohl nur in den seltensten Fällen bewußt geworden. Und doch ist recht vieles an diesen kleinen Wundern der Natur dunkel und rätselhaft. Ja, geheimnisvoll ist die Daseinswandrung des Falters. In dreifacher Gestalt erlebt sich das zauberhafte Insekt, und jede seiner Lebensformen ist gegen die frühere völlig andersartig:
Raupe, Puppe, Schmetterling!

Plump und häßlich ist die Bewegung der kriechenden Raupe. Auf den schmalen Laufstegen der Zweige eilt sie dahin und nagt als gefräßiger Schädling gierig an Blatt und Pflanze.



Regungslos vollzieht sich das starre Dasein der Puppe. Völlig bewegungslos und ohne jegliche Nahrung besteht ihr seltsames Sein, man könnte sie in ihrer Starre mit einem Fakir vergleichen.

In flatternder Lebendigkeit, wie ein unruhiger bunter Edelstein im Sonnenglanze endlich zieht der Schmetterling seine Schleifen im Luftraum, ernährt sich von der zarten Süße des Blütennektars, und indem er Blüten bestäubt, nimmt er Anteil an der Befruchtung der großen Natur.

Von altersher hat der Mensch mit dieser dreifachen Form, in der sich ein Leben — schädlich und nützlich — dabei in der Zwischenstufe völlig passiv entwickelt, staunend betrachtet. Wer aber hätte die Wunder dieser eigenartigen Veränderung jemals richtig belauscht?

Als wir noch Kinder waren, trugen wir wohl die dunklen Raupen des Tagpfauenauges von der Brennesselstaude nach Hause, und hegten die schwarzen struppigen Geschöpfe in einem Kasten. Diese gefräßigen Lebewesen, die wie fauchende winzige Katzen buckelten und auf deren Körper dornige Stacheln wuchsen. Und eines Tages rollten sie sich wie gesättigte Schlangen am Deckel ihres Gefängnisses träge zusammen und wollten nicht mehr fressen. Am nächsten Tage waren es dann keine Raupen mehr, sondern jene eigenartigen starren Gebilde — Puppen —, die kleinen Mumien glichen und mit hellgrünen Tüchern umwickelt schienen. Ja, wir glaubten an ihnen groteske Gesichter enträtseln zu können, Geisteraugen, Schnabelnasen und gezackten Kopfschmuck, wie ihn wohl die bösen Zauberer im Märchen tragen. Am seltsamsten aber kam es uns vor, daß die Haut und die schwarzen Köpfe der verschwundenen Raupen neben den Puppen lagen.

Bis dann kaum ein Dutzend Tage später die Puppen ihre Farbe änderten, ihre Haut glasdünn und durchscheinend wurde, und man schon den Falter erkennen konnte, der wie die Blume vor dem Aufblühen in ihrer Knospe träumt, in seiner pergamentenen Hülse ruhte. Und endlich platzte die Puppe und gab den Falter frei.

Bei den verschiedensten Schmetterlingen haben wir das Schlüpfen des Falters mit Geduld beobachtet. Zunächst tasten aus der aufgeplatzten Hülle zwei Schmetterlingsfühler zum erstenmal in das neue Leben hinein. Alle Kraft muß das Insekt dann aufwenden, um sich aus der Puppenschale zu befreien. Erschöpft hängt es endlich neben der verlassenen Hülle am Zweig. Noch sind die Flügel klein, schlaff und zusammengefaltet. Aber bald beginnen sie sich zu dehnen, und die Schwingen entfalten sich. Das Geheimnis hat sich enthüllt, der Schmetterling ist da. Die letzte Daseinsform hat das seltsame Geschöpf nun erfahren, das in dreifacher Wandlung eine dreimalige Wiedergeburt zu neuer, schönerer Erscheinung erdulden muß.

Die geheimnisvolle Daseinswanderung durch dreifache Gestalt wurde vom Menschen schon früh beobachtet, und obwohl der Schmetterling selbst ein kurzlebiges, hilfloses Gebild ist, hat man ihn seit uralter Zeit zum Symbol der Unsterblichkeit erhoben.

Wenn auch die Beologie manches Rätsel im Wunderland der Falter gelöst hat, so doch längst nicht alle. Wovon leben zum Beispiel die Schmetterlinge? Vom Blütennektar, das ist die zuckerhaltige Flüssigkeit, die sich auf dem Blütengrund findet, so haben wir es in der Schule gelernt. Nun erscheint

uns Menschen dieser Nektar kaum süß. Aber die Geschmacksempfindung der Schmetterlinge ist bei manchen Arten ja auch 285 mal feiner als die menschliche Zunge, so daß der Blütensaft für sie ein herrlich süßer Trunk ist. Einige Schmetterlinge, der Pappelschwärmer und noch etliche andere, nehmen überhaupt nur Wasser zu sich. Und es gibt sogar Schmetterlinge, die nur von der Luft leben. Dies kann man sich nur so erklären, daß schon die Raupe soviel gefressen hat, daß es auch für den Lebensbedarf des Falters ausreicht.

Das seltsamste im Leben der Schmetterlinge ist immer noch die Umbildung aus der schwerfällig kriechenden Raupe, die fast andauernd frißt, zu einem graziösen Lufttier. Dieser Vorgang vollzieht sich im Puppenstadium, das in Deutschland etwa zwei bis drei Wochen dauert und währenddessen das Tier für unser Auge völlig starr ruht.

Nicht minder geheimnisvoll ist die Entstehung der leuchtenden Schmetterlingsfarben. Man hat diesen Vorgang mit dem Brennen von Ziegeln verglichen. Je höher die Ofentemperatur, desto tiefer und intensiver die Farbe. Sicher ist, daß auf die Farbgrundstoffe der Schmetterlinge äußere Kräfte, also Luftwärme und Feuchtigkeit und auch die Art des Stoffwechsels einwirken. So kommt es, daß die lebhaftesten Metallglanzfarben am häufigsten bei Tropenschmetterlingen erreicht werden.

Auffällig ist auch das geringe Gewicht der Schmetterlinge. Der fertige Schmetterling wiegt oft nur noch den vierten Teil von dem, was er als Raupe wog. Diese Gewichtsverminderung tritt während des Puppenstadiums ein. Offenbar wird bei der Umwandlung eine große physiologische Energie aufgewandt. Bei manchen Faltern, die als Raupe zwei Gramm wogen, beträgt das Gewicht des Schmetterlings nur noch ein Zehntel Gramm, für das Fliegen sicherlich von Bedeutung.

Den Rekord im Fliegen halten unter den Schmetterlingen ganz entschieden die Schwärmer. Sie sind die schnellsten und wendigsten Kleinflugzeuge, die man sich denken kann. Wie zwerghafte, vierflügelige Schwalben gleiten sie meist in der Dämmerung dahin. Dabei sind sie uns als Blütenbestäuber sehr nützlich. Ein Taubenschwanz besuchte nach genauen Zählungen in knapp einer Viertelstunde 263 Blüten und ein Kiefernschwärmer in 20 Minuten 336 Blüten von Federnelken. Das sind Leistungen, die sogar den Ruf der Bienen schmälern könnten.

Hoch auf dem Höcker!

Wir waren dem Abc-Alter sachte entronnen und hatten die Fibel-Zeit mit Eifer überwunden. Dieser wahrhaft beschämende Zustand mußte im Sturmlauf genommen werden, um mit all den Dingen fertigzuwerden, die das Leben in neuer, anscheinend immer steigender Fülle herantrug. Denkt mal, nicht lesen, schreiben, zählen können! Kann man sich in einer solchen verwahrlosten und erbärmlichen Lage überhaupt noch vorstellen?

Jetzt traten wir als richtige kleine Männer auf, gierig nach allem Neuen und Unbekannten, woran es nie fehlte. Jeder Tag schwemmte es heran, und wir wateten pudelwohl darin herum mit ungehärteten Sinnen und Händen, die nach allem griffen, alles untersuchten, in alles ihre Fühler steckten.

Die Schule war aus. Die Sonne brannte heiß vom Himmel herab in die Straßen hinein, daß die Wärme von den Pflastersteinen abzuprallen schien. Müde und verdrossen zogen und zuckelten wir unsern Weg.

Auf dem Marktplatz, rund wie ein Kreis, Mittelpunkt der Stadt, wurden wir mit einem Schlage munter und lebendig. Ein Leierkastenmann ließ seine quietschenden Weisen erschallen. Ein Affe saß bald auf seiner Schulter, bald auf dem Kasten. Ein Bärenführer hatte einen braunen Petz an der Kette, und ein Dritter zog am Strick ein Dromedar hinter sich her, das den Hals so weit wie möglich reckte, um den Strick zu verlängern.

Diese fremdartige Gruppe lockerte mächtig unsre Beine. Im Nu waren wir drum rum. Wo es was zu gaffen gab, daran konnten wir nicht ohne ausgiebige Besichtigung vorbeikommen. Die Weite und Ferne dieser Erscheinungen, eine Ahnung von den unbekannten Wundern der Welt befiel uns und hielt uns in ihrem Bann.

Der Affe und der Bär konnten es mir nicht mehr antun, um so heftiger aber fesselte mich das Dromedar. War es die phantastische Form des Tieres, Die langen Beine, der wie ein Pumpenschwengel geschwungene Hals, die hohe Spitze, in die der Körper nach oben auslief und aufwärts ragte, der Höcker?

Der Höcker war es, der das ganze Geheimnis enthalten mußte. Ihn einmal zu fühlen, unter den Händen zu haben, wurde mein heißer Wunsch. Dieser Trieb schlug alle Scheu und Furcht in den Wind.

Ich fragte, ob ich da oben wohl hinauf könne. Der Führer nickte lachend, hob mich hoch, und schon saß ich oben auf dem Höcker. Das alles ging so ohne Aufenthalt und Hindernis vor sich, daß mich selbst meine neue Lage höchlichst überraschte.

Sehr kühn sah ich gewiß nicht von da oben in die Welt, die mir ganz andersartig erschien. So hoch hatte ich noch nie gesessen, einen solchen Gipfel noch nie erreicht. Ich hielt mich krampfhaft an der dichten Wolle des Tieres fest.

In langsam gemessenen Kameltrott ging es um den Marktplatz herum, und ich ließ meine Blicke so verwegen wie möglich schweifen. Wo war jetzt die Schule, die ich liebte und deren Lehrer ich verehrte? Das lag in weiter Ferne und war ganz klein geworden. Konnte ich doch, wenn ich nur wollte, von meinem hohen Sitz herab dem Bürgermeister die Hand ins Rathaus hineinreichen! Selbst der Großherzog, der mitten auf dem Marktplatz in Erz stand, mit erhobenem Arm, segnend Stadt und Land, flößte mir keine Ehrfurcht mehr ein. Stand ich nicht mit ihm auf gleicher Höhe, sozusagen auf du und du? Der dicke, viereckige Kirchturm, der wie ein Bergfried in den Himmel ragte, mochte trotz seines Alters einen so seltsamen Reiter noch nicht gesehen haben, der in Wahrheit mehr auf dem Höcker hing als saß wie einst Don Quichote auf seiner Rosinante.

Als ich die Runde um den Platz glücklich vollendet hatte, ließ ich mich wieder herunterheben, bedankte mich und trabte mit heißen Wangen, da meine Schulkameraden, statt mich zu feiern, nur verlegen oder sogar spöttisch grinsten, spornstreichs nach Hause. Mit Eifer und Stolz berichtete ich sogleich meine große Tat, die unter meinen Worten immer mehr zusammenschrumpfte und am bösen Ende eine schwarze Untat war, wofür alle meine Kleider mit allem, was darunter saß, einschließlich meiner armen Person, tüchtig ausgeklopft wurden.

So werden wir gegerbt und frühzeitig aus den schönsten Höhen gestürzt, auf daß wir gehörige Beulen und Löcher bekommen, die der einzige Ausweg für ein ordentliches Leben sind.

Richard Mattheus

Gefesselte Phantasie

Von Alice Weiß- v. Ruckteschell

Turi, schon lange mißtrauisch, wenn einer der „Großen" im Gesichtskreis seiner Spiele auftaucht, thronte rittlings auf seinem Fußbänkchen, bearbeitete es mit den kleinen Fäusten, schrie ihm mit wilden „Hüh's" und „Hott's" Ermunterung gegen seine hölzern unbeweglichen Beine und vergnügte sich auf das Köstlichste, als Großpapa in der Türe erschien, ihm erst lächelnd eine Weile zuschaute, und dann zu wissen wünschte, was er treibe. „Reiten", war die kurze Antwort, „laß mich nur gehn, ich habe keine Zeit."

Großpapa, tiefgerührt über den begeisterten Ritt auf einem so primitiven Objekt, entschied bei sich: „Der Junge muß ein Schaukelpferd haben", und am nächsten Tage hatte der Junge eines, obwohl — wenn es nach Großpapas Wohlwollen und nicht auch nach seinem Geldbeutel gegangen wäre, gleich ein lebendiges Pony dagestanden wäre.

Erst war die Begeisterung riesengroß. Turi flog Großpapa an den Hals, umarmte und streichelte das Pferdchen, und beschäftigte sich eine Weile angelegentlichst mit, auf und unter ihm. Als er — des vielen Reitens müde — beschloß, einen Karrengaul daraus zu machen, kam das Fußbänkchen wieder zu Ehren. Es wurde umgestülpt, mit drei Marmeladeneimern befrachtet und als jemand — dieses Mal war es Großmama — dazukam, und ihn nach seinem Unternehmen befragte, erklärte er, er sei Milchmann.

Worauf Großmama, gerührt lächelnd, flüsterte, der Junge müsse einen Milchkarren haben, der denn auch alsbald Turis Spielecke bereicherte.

Man kann nicht immer Milchmann sein; Turi erhob sich zum Range eines Baumeisters und er stellte wahrhaft gigantische Türme aus Milchkännchen und Marmeladeeimern, deren Fundament das Fußbänkchen bildete. Dann vergnügte er sich damit, seine Kunstwerke wieder umzuwerfen, was bei ihrer blechernen Beschaffenheit einen Höllenlärm verursachte, und Onkel Theobald aus dem unteren Stockwerk heraufbeschwor. Abends beim Teetrinken stellte er fest: „Der Junge muß einen Baukasten haben" — und am nächsten Tage hatte der Junge einen.

Turi baute. Als die Türme ihre Anziehungskraft eingebüßt hatten, baute er eine Eisenbahn. Lauter Bausteine als Waggons. Vornedran die „Klomotive" — nämlich seine Fußbank mit einem Marmeladeneimer als „Qualmer" und als Rauch einer von Tante Petrines grauwollenen Strümpfen malerisch aus letzterem herausbaumelnd.

Auf der Suche nach ihrem Strumpf entdeckte Tante Petrine dieses frevelhafte Spiel, und konnte nicht umhin, es unter allen Begleiterscheinungen einer heftigen Empörung beim Kaffeetrinken zur Rede zu bringen; man lachte zwar, — und sehr zu Tante Petrines Aerger — über Turis absonderliche Einfälle, aber durch das Lachen hindurch klang ein Unterton von Rührung, und schließlich meinte Tante Petrine:

„So kauft schon dem Bengel eine Eisenbahn, daß der Unfug mit meinen Strümpfen ein Ende nimmt."

Am nächsten Tage hatte Turi eine Eisenbahn. Man konnte sie aufziehen, obwohl Onkel Theobald mehr für Dampf, und Großpapa, der um alles in der Welt nicht für rückständig gelten wollte, sogar für elektrisch gewesen war. Außerdem stiftete Tante Petrine eine Anzahl blecherner Schienen, die sich zu einem Kreis zusammenlegen ließen, und auf denen die Eisenbahn unentwegt ihr Pensum im Rundlauf abschnurrte. Auch eine Bahnhofsanlage und ein Berg mit einem Tunnel waren da. Onkel Theobald und Großpapa begeisterten sich schon beim Einkauf so sehr, daß das Ladenfräulein alle Mühe hatte, sie zum Heimgehen zu bewegen, was aber schließlich doch erfolgte.

Turis Begeisterung entsprach durchaus nicht jener der älteren Generationen. Der Mechanismus lähmte auf die Dauer seine Vorstellungskraft, und der ewige gleichmäßige Kreislauf begann alsbald, ihn zu langweilen. Nachdem das Ereignis des Ueberdrehens der Aufziehschraube und ein Abdrehen der Räder sich nicht als hinreichend sensationell bewährten, kam er auf den Gedanken, sich aus dem Tunnel und dem abgezwickten Maschinenschornstein ein Etwas zurechtzubasteln, in das er mit bewundernswertem Stimmaufwand hineintutete, und das er auf Mamas Befragen als Grammophon bezeichnete. Worauf Großmama Turi beim Spazierengehen heimlich befragte, ob er sich nicht vielleicht ein Grammophon wünschte?

Turi sah ihr völlig verständnislos ins Gesicht.

„Nein", antwortete er. „Ich hab ja schon eins." — Und aus seiner Stimme klang neben dem Stolz auf seine Erfindung etwas wie Angst vor der Last eines neuen Geschenkes.

Großmama wiegte den Kopf und lächelte: „So ein Junge, so ein Junge, so ein dummer, kleiner Junge."

„Er ist gescheiter als ihr alle zusammen", knurrte Tante Petrine.

Glücklich um die Klippe des Grammophons herumgeschifft, ersann Turi alsbald ein neues Spiel. Eines Tages entdeckte er bei einem Streifzug in Großmamas Knopfschachtel einen alten wollenen Pompon von auffallend kanariengelber Färbung. Sein Herz geriet in Entzückung; er strich mit der einen Hand behutsam darüber hin, und von der wolligen Weiche zärtlich gestimmt, legte er ihn in die gerundete Handfläche und trug ihn in den Garten. Befragt, was er da hätte, erklärte er strahlend: „ein Kanarienvögelchen", und er weidete seinen Schützling im Rasen und in den Blumenbeeten, setzte ihn in einen Fliederbusch, versah ihn mit einem Bindfaden und ließ ihn fliegen. Unter dem Speicherkram stöberte er einen alten Vogelkäfig auf. Er füllte ihn mit Gras und Heu, versah ihn mit einem Glasscherben voll Wassers, und setzte sein „Vögelchen" hinein. Dann stellte er es auf sein Spieltischchen, hockte stumm auf seinem Fußbänkchen davor und wartet, daß es singen solle. Seine Augen strahlten, als höre er die schönsten Gesänge, und abends mußte der Käfig auf einen Stuhl neben seinem Bettchen aufgestellt werden. Morgens beim Aufwachen galt ihm sein erster Blick — doch siehe: da stand ein glitzernder Messingkäfig, und darin hüpfte ein richtiger, kleiner, lebendiger Kanarienvogel. Turi blinzelte zuerst mißtrauisch; immerhin ließ er die Möglichkeit gelten, daß sein Vögelchen sich über Nacht so verwandelt hätte, brach in ein jubelndes Indianergeschrei aus.

Allerdings — das sah Turi nur zu bald ein — konnte man mit einem lebendigen Wesen bei weitem nicht all das vornehmen, was sich sein wollener Vorgänger hatte gefallen lassen. Man konnte ihn weder weiden noch mit Gras und Blumen füttern, auch nicht zwecks Vortäuschung etwelcher Freiheiten an einen Bindfaden binden und in die Luft werfen. Man konnte ihm eben nur zuschauen, aber welcher

Bücher-

Die Wissenskiste, geschrieben und bebildert von H. Lang. In Leinen gebunden 8,80 Reichsmark. R. Voigtländer's Verlag, Leipzig C 1.

Man darf dieses ausgezeichnete Nachschlagebuch getrost den „Nürnberger Trichter" nennen, denn die 4400 Stichworte, die mehr als 1000 Abbildungen und die 77 zum Teil mehrfarbigen Tafeln machen es den Kindern kinderleicht, sich in all die Stoffgebiete einzuführen, die ein deutscher Junge und ein deutsches Mädel schlechthin beherrschen müssen. Ob es sich um Technik oder Völkerkunde, um Länder und Meere, um politische oder militärische Begriffe handelt, ob es die Geschichte, das Volkstum, die Kunst, die Natur oder wer weiß was ist, ein Griff, ein kurzer Blick und jedes Kind ist wirklich „im Bilde". Denn darin unterscheidet sich dieses Nachschlagebuch von ähnlichen Büchern, die für uns Erwachsenen gedacht sind, daß es kindertümlich, leicht faßlich und sehr anschaulich gestaltet wurde. Und da ist es denn auch kein Wunder, daß sich unsere maßgeblichen Erzieher sehr zustimmend über dieses Buch geäußert haben.

Unvergeßliche Schule, ein Erinnerungsbuch deutscher Erzähler, (erschienen im Carl Schünemann Verlag, Bremen), herausgegeben von Werner, Wien. Mit Beiträgen von fünfundzwanzig deutscher Dichter und Erzähler.

In packender Weise schildern die besten unserer zeitgenössischen Dichter und Erzähler aus ihrer Jugendzeit, von alten Lehrern und Schulfreunden. Und mitten in diesen wundersamen Erzählungen erkennen wir uns wieder, mit all unseren Streichen, mit all dem Ungestüm einer sorglosen Jugend. Und darin liegt wohl der größte Gewinn dieses Buches, daß plötzlich unsere eigene Schulzeit wieder lebendig wird, daß wir uns all jener erinnern, denen wir manchmal das Leben leicht gemacht haben. Sehen wir dann die kleinen Streiche unserer Kinder, dann sehen wir nur unsere eigene Unzulänglichkeit und — werden ein wenig nachsichtiger dieser „ungestümen" Jugend gegenüber, wie wir sie gern

Stube

nennen. Dieses Buch sollte in keinem Elternhause fehlen, denn es schafft Stunden der Besinnung und Freude.

Hilf deinem Kind! Ein Hausbuch für Eltern und Erzieher unserer Schulanfänger. Von **Paul Hahn** und **Walter Ruthe.** 134 Seiten. Kart. 2,40 RM. Verlag Emil Roth, Gießen.

Das Buch stellt den Versuch dar, den breiten Schichten der Elternschaft ein klares Bild von den erziehlichen und seelenkundlichen Grundlagen der Volksschularbeit zu vermitteln, um damit die Voraussetzungen für eine sinngemäße und fördernde Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus zu schaffen. Neben zahlreichen Hinweisen auf die körperliche und geistige Entwicklung und ihre schädigenden Einflüsse, sowie schulkundliche Erfordernisse wird in einem besonderen Teil auf die Lernaufgaben näher eingegangen, um hierfür das rechte Verständnis anzubahnen und eine sinngemäße häusliche Hilfe zu ermöglichen.

Schlag nach! Das Buch der 100 000 Antworten. Neue erweiterte Auflage, über 700 Seiten mit 1100 Uebersichten und Tabellen, in Leinen gebunden 4 RM. Bibliographisches Institut AG., Leipzig.

Neben den lexikonartigen Nachschlagewerken fehlte uns bislang ein Buch, das uns in kurzer aber präziser Darstellung Auskunft zu geben vermag über Fragen, die die Zeit an uns heranträgt. Diesem neuen Typ der schnellen und zuverlässigen Unterrichtung über alle Fragen des täglichen Lebens trägt dieses Werk in vollem Umfange Rechnung. Es ist erstaunlich, wie vielseitig und in welch geradezu mustergültigen Ordnung hier ein schier unübersehbares Wissen zusammengetragen wurde. Es gibt kaum ein Gebiet, über das dieses Werk uns nicht schnell und sicher Auskunft zu geben vermag. Als Hand- und Nachschlagebuch wird es sicherlich bald zu den unentbehrlichsten gelten, zumal auch die Uebersichtstafeln und das statistische Material leicht übersehbar gestaltet wurden. Möller-Crivitz

richtige kleine Junge — und sei er noch so sinnig — vermag das auf die Dauer?

Vielleicht, dachte Turi, kann man ihn fliegen lassen, und dann wieder einfangen. Ohne Bindfaden mußte das entschieden noch mehr Spaß machen. Gedacht — getan. Das Türchen wurde hochgeschoben, das Vögelchen — erst verängstigt blinzelnd — hüpfte dem Ausgang zu. Es piepste, wendete ein paarmal das Köpfchen, und dann — prr — öffnete es die Flügel der Freiheit und entflog. Turi starrte ihm nach. Es war lustig zu sehen, wo es hingeraten sei, und wann es wiederkehren mochte. Er wartete, zappelnd vor Ungeduld, um schließlich, das Geschehen begreifend, in lautes Wehgeschrei ausbrechend, das die Verwandschaft aus allen Räumlichkeiten und Stockwerken des Hauses herbeilockte.

Turi heulte: „Ich habe es fliegen gelaßt, und nu is es weg!"

Und die Mama flüsterte: „Tröste dich, mein Bübchen, du sollst einen neuen Vogel kriegen", wogegen sich Turi aber mit allen Gebärden des Schreckens wehrte: „Will kein neu Vögelchen! Will kein neuen Vogel!"

„Der Junge ist krank", meinte Onkel Theobald besorgt, „er hat ja an nichts mehr die rechte Freude."

Das stimmte nicht ganz, wenigstens nicht, was die Krankheit anbetraf. Turi saß schon am Abend sehr vergnügt in der Badewanne und spielte „Seehund" mit seinem vollgesogenen Gummischwamm, ließ seinen einen Schuh als Kriegsschiff herumschwimmen, um es schließlich zu versenken, worauf er das Einwickelpapier der neuen Zahnpasta zu Atomen zerriß, die er als Fische in die Seifendose sperrte.

Tante Petrine, auf der Jagd nach dem Schuh, entdeckte das Schiffsunglück leider zu spät. Sie schalt Turi einen heillosen Bösewicht, worauf sie ihn eiligst, und unter Zurücklassung des Meeresgetiers, dem nassen Element enthob, um ihn — noch feucht und brüllend — in sein Bett zu befördern. Nur den Schuh nahm sie mit sich, zum wilden Jammer Turis, der sich schon so darauf gefreut hatte, morgen danach zu tauchen.

Da man seine Verzweiflung weder durch ein Schiffsunglück noch durch einen Seehund heilen konnte, besänftigte man ihn mit dem alten Zaubermittel Schokolade. Turi verspeiste sie noch abends im Bette, wodurch die Spuren des Abends erheblich abgeschwächt wurden, und legte das Silberpapier schön geglättet unter sein Kopfkissen. Es wurde am nächsten Tage in kleine Stückchen zerschnitten, in eines der Marmeladeeimerchen befördert — ein glücklicher Zufall, der Freund aller, die harmlosen Gemütes sind, bescherte einen unbewachten Augenblick an der Wasserleitung, — und alsbald schwenkte Turi stolz seinen Eimer herum, und verkündete jedem, der es zu wissen begehrte, er hätte Goldfische.

Bald stand Turi im Brennpunkt des Interesses seiner nachbarlichen Spielkameraden. Sie verzogen zwar zum Teil verächtlich die Gesichter und behaupteten, nichts davon zu sehen, aber Turis blühende Phantasie stellte sich so turmhoch über ihre trockene Nüchternheit, daß sie alsbald beschämt zugaben, noch nie solche schönen Goldfische gesehen zu haben, und im Bewundern und Betreuen der seltenen Tiere wetteiferten.

Turi hatte sein Aquarium bereits um einen alten Gartenschlauch (die Seeschlange) — und eine abgebrochene Zahnbürste (der Meeresigel) — bereichert, und wollte sich gerade auf eine Forschungsreise nach etwaigen weiteren Seeungeheuern an Großmamas Knopfschachtel begeben, als er Großpapa in die Füße lief. Großpapa schmunzelte, schnalzte mit der Junge, — kurzum — er benahm sich so hinterhältig freundlich, daß Turi, neue Schrecknisse ahnend, das Weite suchen wollte, als sich eine Hand auf seinen Kopf legte, und Großpapa sagte: „Komm mit, Turi, ich muß dir etwas Wunderschönes zeigen."

Das Wunderschönes war ein richtiges kleines Aquarium auf dem Fensterbrett über Turis Spieltischchen. Mit Algen bepflanzt, an denen schwarze Schnecken emporkrochen, und zwischen deren grünen Blättern und Stengeln ein kleiner Goldfisch herumschnellte; auf dem Sandboden aber saß ein reiner roter Porzellanzwerg und beglotzte aus wässerigen Aeuglein dumm und verständnislos das unterseeische Treiben.

Turi ließ seine kritischen Blicke zwischen dem Marmeladeeimer und dem Aquarium herumwandern. Ihm war sofort klar, daß man dies höchst zerbrechliche Gebäude samt seinen Bewohnern anders behandeln müsse als seinen Vorgänger. Dann gedachte er des kanariengelben Wollpompons und des Vogels im Messingkäfig, und er seufzte tief und schmerzlich. „Nun", fragte Großpapa selig lächelnd, „Nun? Nun? sagst du gar nichts, Bubi?"

„Ach", machte Turi, „der fliegt ja doch bloß wieder fort", und er blieb gegen Großpapas wissenschaftliche Auseinandersetzung, daß einem Goldfisch schon von Natur das Fliegen versagt sei, mißtrauisch und argwöhnisch. Er betrachtete voll stiller Wehmut sein Marmeladeeimerchen das — eben noch sein höchster Stolz — jählings zu einem wertlosen Gerümpel zusammenschrumpfte, und er war dem Losweinen in diesem Augenblick näher als dem Lachen. Schließlich — um Großpapa die Freude nicht zu verderben — heuchelte er aus einem beklemmenden Zartgefühl heraus einiges Interesse an dem Goldfisch, was aber nur so lange anhielt, als Großpapa zugegen war.

Turi empfand den Goldfisch durchaus als lästigen Eindringling, zumal bald nach seinem Erscheinen das geliebte Marmeladeneimerchen samt Inhalt verschwand. In seinen Träumen dieser Nacht spielte der Goldfisch die Rolle eines bedrohlichen Ungeheuers, das sich alsbald zu einem Haifisch auswuchs, und am nächsten Morgen beschloß Turi, diesen zu erlegen.

Nach längerem Suchen fand sich in Tante Petrines Strickstrumpf eine geeignete Nadel, und — mit dem Goldfisch völlig ausgesöhnt — begann er, glühend vor Eifer, die gefahrvolle Jagd.

Obwohl weder Turi noch der Goldfisch hierbei irgendwelche Töne von sich gaben, wurden sie doch entdeckt, und zwar von Tante Petrine, die — auf der Suche nach ihrer Stricknadel — ohne viel zu fahnden, die richtige Spur verfolgte. Sie schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Es ist ein Haifisch", sagte Turi, glühend vor Eifer, „man muß ihn fangen".

Tante Petrine, entsetzt ob solcher Rohheit, verabfolgte dem Jungen eine schallende Ohrfeige und versicherte ihm zur Strafe das Verschwinden sämtlicher neuer Spielsachen, da er seine diesbezügliche Unwürdigkeit hinlänglich bewiesen habe. Worauf Turi losbrüllte, und die Großeltern erschienen, die ihn ebenfalls einen brutalen Tierquäler nannten; hinter der Strenge ihrer Stimmen lauerte freilich das Bedauern, Turi aus mangelnder Gelegenheit keinen Haifisch schenken zu können.

Turi, der Macht der Gewohnheit bereits versklavt, lauerte hierauf einige Zeit in gespannter Ungeduld, ob der lebendige Haifisch wohl in Erscheinung treten würde, als aber nichts derartiges geschah, kehrte er erleichtert in seine Spielecke zurück, in der nichts von den kostbaren Geschenken geblieben war, — nur drei zerbeulte Marmeladeeimer und eine wackelige Fußbank.

Noch der späte Abend fand ihn glücklich und zufrieden in seiner Ecke. Eben entführte ihn seine Fußbank als Zeppelin dem Kreise der entzückt lächelnden Familie, die hoffentlich nicht mehr töricht genug ist, ihm ein wirkliches Luftschiff bescheren zu wollen.

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten; Copyright 1939 by v. Hase & Koehler, Leipzig

16. Fortsetzung.

Sie waren aus Pfählen zusammengeschlagen, mit etwas Lehm notdürftig verschmiert und mit Gras gedeckt, ein bretthart zusammengedörrtes Stück Salzfleisch hing vom Dach von tausend Fliegen umschwärmt; vor der einen Hütte schwelte ein Feuer mit blauem, beißendem Rauch, und in der Asche summte ein rauchgeschwärztes Matekesselchen. „Welch armseliges Dasein", dachte die Frau.

An Maisfeldern und Apfelsinenpflanzungen vorüber gelangten sie allmählich zur Plaza am Hafen, wo das Haus des Friedensrichters, des wohlhabenden Pflanzers und die Boliche stand, in der sie zuerst gewohnt hatten. Der Polizeikommissar Juan Diaz stand würdevoll vor seiner Tür, im Schatten des breiten, überdachten Ganges, der die beiden Hütten der Comisaria verband, saß seine dicke Companera mit einem grellbunten Rock und einem hohen Kamm im schwarzen Haar und rauchte eine Zigarre; die schwarzäugigen Kinder Ignazia, Domingo, Fernando und Rosita standen am Stacheldrahtzaun und winkten mit den dünnen braunen Händen ihrem kleinen Freunde Ekkehart lebhafte Abschiedsgrüße zu.

Nun waren sie unten an dem sogenannten Hafen, wo der Paranástrom seine gewaltigen grauen Wassermassen breit und träge dahinwälzte. An dem steil abfallenden Ufer befand sich ein Holzsammelplatz, von dem aus die riesigen Baumstämme ins Wasser gerollt wurden. Mit Donnergepolter stürzten sie in die Tiefe, und hier wurden die Stämme von Floßbindern zu Flößen zusammengekettet. Den Lapachostämmen, deren Holz so hart und schwer wie Eisen war, mußten beim Hinabflößen auf dem Paraná Zederstämme aufgebunden werden, damit sie schwimmen konnten.

Der Dampfer nach Posadas hielt auf der gegenüberliegenden argentinischen Seite. Frau Rohde mußte sich übersetzen lassen. Es waren nur zwei lecke Boote am Hafen, und die Bootsleute schienen taub für ihr Verlangen zu sein, leider konnte sie sich nicht auf argentinisch mit ihnen verständigen, wußte aber von ihrem Mann, daß Geld das Unmögliche möglich macht, und so rief sie ermutigend: „Mucha plata! Mucha plata!!" (Viel Geld.) Und schon rollten ihre Kisten und Habseligkeiten in eins der Boote. Die Familie wurde dann in das andere bugsiert, was nicht so einfach war, da die Flößerei in der Nähe große Wellen schlug und die Boote heftig hin- und herschaukelten. Der Jüngste schrie wie am Spieße, die andern Kinder hielten sich an den Bänken fest. Das Boot schaukelte wild hin und her, einmal stand die eine Seite in die Höhe, und die andere lag fast im Wasser, dann umgekehrt. Von oben spritzten Wellen hinein, von unten drang das Wasser durch die Bretter, die Ueberfahrt dauerte anderthalb Stunden. Frau Rohde schickte Stoßgebete zum Himmel: „Lieber Gott, laß uns nur rüberkommen!"

Endlich waren sie drüben und landeten in einem kleinen Hafen, der eigentlich nur eine steile Böschung war. Oben stand ein einsames Holzhaus, eine Boliche, die als allgemeiner Umschlagplatz für Schmugglerwaren galt. Frau Rohde ging mit den Kindern hinein und erfuhr, daß vor zwei Tagen ein Dampfer den Paraná aufwärts gefahren sei, der wahrscheinlich heute Nacht zurückkommen würde, bestimmt konnte man es nicht sagen. Also hieß es „paciencia". Sie setzten sich auf die Fensterbank, und Frau Rohde bestellte etwas zu essen und zu trinken. — In der Gaststube hingen ein paar Reklameplakate. Der Wirt bediente sie selbst; er war ein kleiner brauner Kerl mit dunkelglühenden Augen und einem pechschwarzen Bart. Die Wirtin, eine üppige Argentinerin mit feurigen Blicken und schwellenden Lippen, saß in der Nähe des Schanktisches und spielte mit den Gästen Karten. Ein paar verwegen aussehende Burschen, das unvermeidliche große Messer hinten im Gürtel, steckten die Köpfe bei einem Glase Wein in gedämpftem Gespräch zusammen. In der Ecke saßen ein paar ausgemergelte Holzschläger mit dürren, haarigen Armen; der eine rief heiser nach einem Zuckerrohrschnaps. Mehrere Hunde lagen faul und müde neben der Tür.

Langsam schlichen die Stunden. Draußen fing es an zu regnen. Frau Rohde dachte an ihre Kisten, die im Hafen standen. Die Dunkelheit brach herein, nun wurden ein paar trübe Petroleumlampen angesteckt. Die Kinder schliefen auf den Gepäckstücken. Sie selber und Helmut wachten und warteten auf den Dampfer. Der Wirt sagte ihr, daß der Dampfer vor zwölf Uhr kaum kommen konnte. Man mußte ihm dann mit einer hin- und herschwankenden Sturmlaterne ein Zeichen geben. Freilich, wenn es dem Kapitän nicht paßte, oder wenn er sich keinen rechten Verdienst versprach, hielt er doch nicht. Vorläufig war es erst in der elften Stunde; es hieß also weiter, sich in Geduld zu fassen.

Endlich gegen Mitternacht hörte man Motorgeräusch und sah, wie auf dem Paraná ein Licht sich langsam näherte. Die verschlafenen Kinder wurden wachgerüttelt; den Kleinsten nahm die Mutter auf den Arm. Helmut nahm das Handgepäck. Inzwischen hatte der Wirt die Laterne angezündet und ging mit der Familie hinunter zum Wasser. Immer näher kam das Licht des Dampfers. Der Mann stand etwas höher und schwenkte die große Sturmlaterne mit weitausholenden Armbewegungen immer hin und her. Frau Rohde hielt den Atem an. Wird das Schiff halten?

Nun feuerte der Wirt auch noch einige Revolverschüsse ab.

Gott sei Dank, der Dampfer drehte bei. Er richtete den Scheinwerfer auf den Hafen und beguckte sich das Häufchen Unglück, die Mutter mit den Kindern und die zehn Kisten. Der Kapitän schickte ein Boot ans Land und ließ sagen: „Die Senora mit den Kindern, ja! das Gepäck, das macht's nicht!"

Mein Gott, in drei Tagen ging wieder ein Dampfer, und vielleicht hieß es dann wieder: „Das macht's nicht!"

„Mucha plata! Mucha plata!!!" rief Frau Rohde mit aller Kraft. Noch einiges Hin und Her, dann Zustimmung. Personen und Gepäck sollten vom Dampfer übernommen werden. Die Leute waren zwar mürrisch, daß sie noch arbeiten sollten, aber Frau Rohde gab jedem einen Peso, und schon waren die Kinder und Kisten im Boot, das beinahe kippte unter seiner Last.

Nun waren sie glücklich auf dem Dampfer. Es standen Bänke an Deck; Frau Rohde legte die müden Kinder darauf nieder und deckte sie zu. Sie schliefen bald wieder tief und fest. Helmut setzte sich neben die Mutter, und so fuhren sie durch die dunkle Nacht. Nachdem sie etwa eine Stunde abwärts gefahren waren, hielt das Schiff und ankerte; sie waren an eine gefährliche Stromschnelle gelangt, die man nur bei Tage oder Mondschein durchfahren konnte. Also hieß es bis Tagesanbruch warten. Frau Rohde unterhielt sich leise mit Helmut. Sie war so dankbar und froh gestimmt und sagte: „Eigentlich sind doch die Menschen viel besser, als man denkt. Wie freundlich hat uns der Wirt beigestanden, ist selber mit uns zum Hafen gegangen und hat die Laterne geschwenkt und seinen Revolver abgefeuert. Und nun kommen wir zu unserem Vater nach Bonpland . . ."

„Ob dort wohl mal ein Zeppelin oder ein Flugzeug rüberfährt?"

„Sicher, Helmut . . ." Sie zögerte und dachte an einen Briefwechsel, den sie mit ihrem Mann wegen ihres ältesten Jungen geführt hatte, dann sagte sie: „Du wirst in Bonpland viel Technisches sehen, Helmut. In Vaters Betrieb gibt es große Maschinen. Ich weiß eigentlich nicht, ob ich dir's jetzt schon sagen soll . . . Vater hat nämlich die Absicht, dich in dem technischen Betrieb der Tabak-Companie unterzubringen. Was meinst du dazu?"

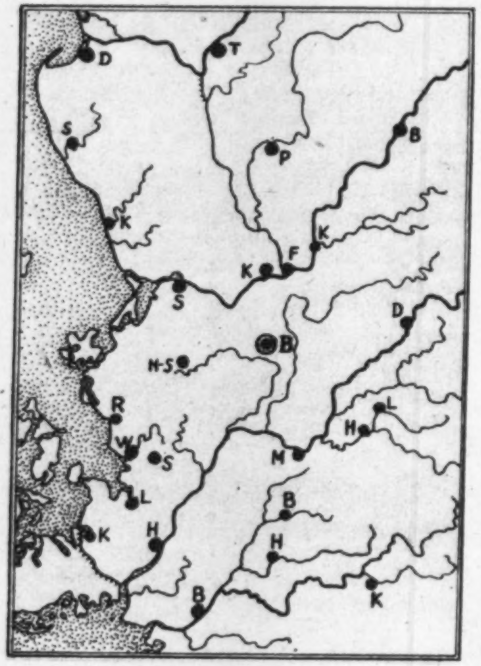
„Das wäre ja ganz schön."

„Nicht wahr? Ich glaube, du kannst dort auch bald Geld verdienen, das wird dich freuen. Wie ich meinen Jungen kenne, wird er sich heraufarbeiten und einmal Ingenieur werden."

Er schüttelt resigniert den Kopf. „Das kann man doch nicht ohne Schule."

„Es gibt aber auch hier solche Schulen. Ich glaube sogar in Posadas. Und wenn nicht, schicken wir dich nach Buenos Aires. Wir wollen ja alles für dich tun, daß du etwas Tüchtiges lernst. Und später . . . später sollst du auch einmal nach Deutschland fahren und die Heimat von uns grüßen. Inzwischen wollen wir die neue große Bewegung in unserem Vaterlande mit allen unseren Gedanken und Wünschen begleiten. Mehr können wir Auslandsdeutschen ja nicht tun." (Forts. folgt.)

Neue Preisaufgabe



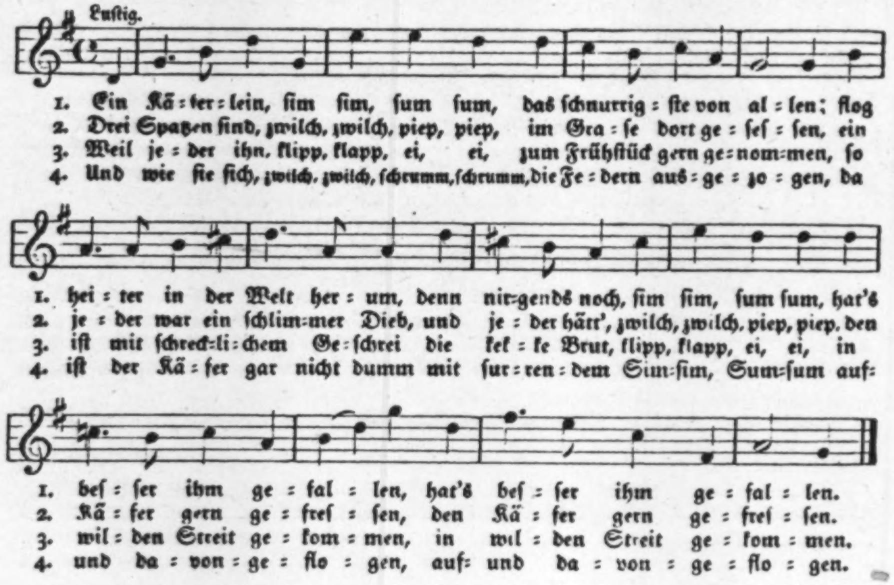
Sucht einmal die fünf Fehler heraus, die unser Zeichner in der nebenstehenden Karte versteckt hat. Schickt mir die Lösungen bis zum 5. Juli 1940 an die **„Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18**, damit ihr Anwartschaft auf die bekannten Geld- und Buchpreise unserer „Kinderwarte" habt. Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, entscheidet das Los.

Fritz.

Preisträger aus Heft 7/1940

Auch diesmal mußte das Los die Preisträger bestimmen: den 1. Preis in Höhe von 10 RM bekam Karlheinz Henkel in Hattingen an der Ruhr, den 2. Preis im Betrage von 5 RM Dora Wünsche in Berlin SW. Je ein wertvolles Jugendbuch erhielten ferner: Annemarie Hanusch in Aussig im Sudetengau, Heinrich Stamme in Bemerode bei Hannover Irmgard Gräfe in Storkow in der Mark, Ingrid Boese in Wollin in Pommern und Heinz Lammers in Kulmbach in der Bayerischen Ostmark.

Der Käfer und die drei Spatzen.



Die Jagd nach dem Golde

Schon lange beschäftigen sich Wissenschaftler mit der Frage der Goldgewinnung aus Meeressand. So unsinnig es auf den ersten Blick scheinen mag, den Wasserinhalt aller Meere auf seinen Goldgehalt zu filtrieren, so bestechend allerdings sind die Schätzungen, die man angestellt hat. Der Wasserinhalt aller Weltmeere wird mit etwa 1400 Millionen Kubikmeter angenommen, und in diesem sollen sich nicht weniger als 6000 Milliarden Kilogramm Gold befinden! Um aber ein einziges Gramm Gold zu gewinnen, müßte man 30 000 Kubikmeter Meerwasser verarbeiten! Da wird es wohl immer ein Wunschtraum bleiben, den riesigen Goldschatz des Weltmeeres zu bergen. Wenigstens so lange, bis unsere Wissenschaftler Methoden gefunden haben, die diese Bergung nicht kostspieliger gestaltet als die Gewinnung von Gold auf bergmännischem Wege.

Aber neben diesem Goldgehalt der Weltmeere beherbergen die Meere noch Schätze von geradezu märchenhaften Ausmaßen. Es sind die vielen, vielen Milliarden, die auf dem Grunde der Meere ruhen, die in den letzten Jahrhunderten mit Schiffen in die Tiefe sanken. Nun liegen sie in 50 oder 100 oder 200 Meter Tiefe, die Schätze eines Nabobs: Gold, Silber, Edelsteine, Kisten mit gemünztem Gold, Kunstwerke aus edelsten Metallen, von denen es zu träumen sich schon lohnt. Wird man sie je heben können? Werden die Kunstwerke je wieder das Licht der Welt erblicken und unser Entzücken erregen? Die in den Großtiefen der Weltmeere versunkenen Schätze wohl nie, die in geringeren Tiefen ruhenden wohl, sobald wir Tieftauchapparate erfunden haben, mit denen wir dem Meere beikommen können. Daß diese scheinbar leicht erreichbaren Goldflotten schon immer die Menschen gereizt haben, wissen wir, und viel Abenteurerblut hat sich an die Bergung herangewagt. Aber alle bisherigen Versuche blieben mit ganz wenigen Ausnahmen erfolglos, denn bislang ist es dem Menschenhirn und der Menschenhand noch nicht gelungen, Maschinen und Apparate zu konstruieren, die imstande sind, auch die in geringer Tiefe ruhenden Schätze dem Meer zu entreißen. Da ist zum Beispiel der herrenlose Goldschatz von mehr als 20 Millionen Mark der englischen Kriegsfregatte „Lutine", die im Jahre 1799 an der holländischen Küste bei Terschelling mit Mann und Maus unterging. Natürlich ist das aus Holz gebaute Schiff längst verfallen, und die Goldbarren liegen nun im Schlamm auf dem Grunde des Meeres. Aber nicht einmal tief, es muß nur eine etwa 12 Meter dicke Triebsandschicht zur Seite geräumt werden, dann kann man das Gold heben. Und doch — es liegt immer noch dort, weil es an geeigneten Maschinen fehlt, die dies vermögen. Selbst die Bergungsversuche mit einem etwa 400 000 Kilogramm schweren Saugtrichter, der mit einem 320-PS-Junkers-Motor angetrieben wurde, haben es nicht schaffen können. Man hat die Versuche, die viel Geld gekostet haben, schließlich eingestellt.

Gewiß, bei der Bergung des Goldschatzes des englischen Kriegsschiffes „Hampshire" hatte man ein wenig mehr Glück. Die „Hampshire" ist bekanntlich jener englische Panzerkreuzer, der im Weltkriege am 6. Juni 1916 bei den Orkney-Inseln auf eine deutsche Mine lief und mit Mann und Maus und mit dem berüchtigten englischen General Kitchener unterging. An Bord befanden sich mehr als 100 Millionen Mark, die Kitchener nach Rußland bringen sollte, um die Russen, die nicht mehr für England bluten wollten, neu zu gewinnen. Nach jahrelangen, sehr geheim gehaltenen Bergungsversuchen hat man schließlich Gold im Werte von etwa einer halben Million aus dem Wrack gerettet, die restlichen hundert Millionen aber ruhen noch immer dort und warten auf den Finder.

Nicht viel anders blieb das Ergebnis bei der Bergung des Goldschatzes, der sich im Wrack der spanischen Gallione „San Fernando“ befindet, die in der Nähe einer der Westindischen Inseln auf dem Grunde des Meeres ruht. Zu Anfang des Jahres 1597 ruderte die „San Fernando“ mit etwa zwanzig spanischen Edelleuten, einem Goldschatz von mehr als einer halben Milliarde zurück nach Spanien. Etwa 60 angeschmiedete indianische Rudersklaven brachten das Schiff vorwärts, als es plötzlich am 14. April bei St. Luzie auf eine Klippe lief und sofort sank. Die armen, angeketteten Rudersklaven ertranken jämmerlich, aber wer sich von den spanischen Edelleuten zu retten versuchte, wurde von den Eingeborenen umgebracht. Der Schatz aber lag viele Jahrhunderte in nur 40 Meter Tiefe sozusagen greifbar nahe. Und dennoch . . . Zwar versuchte schon 1825 ein Glücksritter sich daran, aber ohne jeden Erfolg. Erst im Jahre 1859 bringen japanische Taucher bei einem neuen Bergungsversuch einige mit Gold gefüllte Totenschädel, Goldmünzen und Indianerschmuck von wunderbarster Zartheit und Feinheit an die Oberfläche. Der japanische Taucher berichtet dazu: „Das Schiff ist geborsten, aber man kann hinein. Aber darinnen — zwei Reihen Skelette, die sitzen auf Balken angekettet. Zwischen ihnen stehen die Kisten mit Gold. Bis ganz nach hinten kann man nicht sehen, dort ist alles grün und grau und schwarz. Und dort hinten ist etwas, etwas Grausiges.“ Auf diesen Bericht hin wird ein neuer Angriff auf das Wrack befohlen. Nach einiger Zeit kommt wieder ein japanischer Taucher mit Schmuck und Münzen nach oben. Nur wenig mehr als vierzig Meter brauchen die Taucher in die Tiefe zu steigen, um die Märchenschätze zu bergen, und die Arbeit scheint recht gut vonstatten zu gehen.

Da aber plötzlich kommt ein Signal: Gefahr! Sofort aufziehen! Es scheint, als befinden sich die Taucher in höchster Lebensgefahr. Von den vier Tauchern werden drei emporgezogen, einer bleibt unten; nie hört man etwas wieder von ihm. Die drei geretteten Taucher haben den Irrsinn in den Augen, und was sie dann später berichten, ist unglaublich. Sie sagen, daß sich im Hintergrunde des Schiffes etwas geregt hätte, ein riesenhaftes, gespenstisches Wesen, das ungestüm auf sie zukam. Was es nun in Wirklichkeit gewesen ist, bleibt ein Rätsel, vielleicht ist es ein Riesentintenfisch, also ein Polyp, vielleicht aber ist es auch nur eine Gallionsfigur gewesen — aber die Taucher hat niemand mehr bewegen können, in die Tiefe hinabzusteigen. Und so ruht auch heute noch die „San Fernando“ mit mehr als 500 Millionen Mark an Gold und unvorstellbaren Kunstschätzen der Azteken auf dem Grunde des Meeres. Aber heute ist sie kaum noch erreichbar, denn bei einem späteren Bergungsversuch wurde sie über die Sandbank geschleift und rutschte in einen mehr als 200 Meter tiefen Graben des Meeresbodens ab. So wird sie dort wohl für immer liegenbleiben, gleich den vielen tausend Schiffen, die auf dem Grunde des Meeres ruhen. Und die gewaltigen Schätze werden auch weiterhin verborgen bleiben.

Mögen nun die gierigen Schatzsucher auch noch soviel auf den Aberglauben und die Furcht vor den Schrecknissen der Tiefe schelten, der die Taucher davon abhält, die Schätze zu bergen, uns kann das alles sehr ruhig lassen. Wir wissen, daß wir von diesen Schätzen keinen Reichtum zu erwarten haben. Wir wollen uns lieber auf unsere Arme, unsere Kraft und unseren Geist verlassen, um uns Freiheit und Brot zu schaffen, nicht aber auf die sagenhaften Schätze der versunkenen Goldschiffe.

E. G.

Agnes Bernauer

Von Josef Hübner.

Habt ihr schon einmal von Agnes Bernauer etwas gehört? Das war die Tochter eines Baders, der vor mehr als fünfhundert Jahren in Augsburg lebte. Agnes war wegen ihrer Schönheit und auch wegen ihrer Tugenden, die ja den eigentlichen Wert eines Menschen ausmachen, weit über ihre Vaterstadt hinaus bekannt.

Da kam der junge Herzog Albrecht von München zu einem Faschingsvergnügen nach Augsburg. Er sah das Mädchen mit seinem langen goldgelben Haar und gewann es in wenigen Stunden so lieb, daß er ihr die Ehe versprach.

Albrecht wußte im voraus, daß sein Vater, der alte Herzog Ernst, nie und nimmer einwilligen würde, daß er, Albrecht, ein bürgerliches Mädchen zur Gemahlin nehme. So ging er mit Agnes Bernauer auf ein abgelegenes Schloß und vermählte sich heimlich mit ihr. Das junge Paar lebte hier mehrere Jahre sehr glücklich.

Eines Tages zog Albrecht mit seiner Frau in das Herzogsschloß zu Straubing. Da erfuhr man am Hofe in München das Geheimnis. Herzog Ernst schrie entsetzt: „Diese Ehe ist ungültig; denn das gibt es einfach nicht, daß ein Fürst ein Weib aus dem Volke heiratet.“

Als Herzog Albrecht einmal nach München kam, fragte ihn seine Schwester, die Prinzessin Beatrix, spöttisch: „Ist sie dir noch nicht zuwider, die hoch- und großfürstliche Bernauerin?“

„Nein!“ sagte er ruhig. „Sie wird mir auch nie zuwider werden.“

Die Prinzessin stampfte zornig auf den Boden. „Allein schon deinem fürstlichen Blute wärest du es schuldig gewesen, Albrecht, eine standesgemäße Ehe einzugehen.“

„Ha!“ lachte der Herzog. „Was heißt fürstliches Blut? Was heißt standesgemäße Ehe? Das sind leere Redewendungen.“

„Du mußt nicht recht bei Sinnen sein, Albrecht.“

„Doch, Beatrix. Ich meine nur, in den Adern meiner Frau fließt deutsches Blut wie in den meinen, und ich sehe nicht ein, warum ein Fürst eine Bürgerstochter, die mehr Vorzüge und Tugenden als eine Prinzessin aufzuweisen hat, nicht heiraten soll.“

Da wurde Herzog Albrecht von seinem Vetter Heinrich zur Jagd nach Landshut eingeladen. Während er abwesend war, ließ sein Vater die Herzogin gefangennehmen und mit gefesselten Füßen und Händen von der Brücke in die Donau werfen. Der Himmel schien es gut mit der unschuldigen Frau zu meinen; denn die Wellen trugen sie an das Ufer. „Helft! Helft!“ schrie sie mit markerschütternder Stimme den Leuten zu. Sie hätten die aus dem Volke stammende Herzogin gern gerettet, aber ein Henkersknecht war bereits herbeigeeilt und tauchte sie mit einer Stange so lange unter das Wasser, bis sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab.

Als Herzog Albrecht heimkam und hörte, was geschehen war, geriet er in solchen Zorn, daß er mit einem Kriegsheere gegen seinen Vater zu Felde zog und dessen Land verwüstete. Herzog Ernst schickte einen Boten zu seinem Sohne, um ihn um Verzeihung zu bitten. Er empfing aber den Abgesandten nicht und kämpfte weiter.

Erst als sich der Kaiser in den Streit mischte und Albrecht zuredete, söhnte er sich mit seinem Vater aus. Herzog Ernst bereute seine unüberlegte, grausame Tat und ließ über dem Grabe der schuldlos ermordeten Herzogin eine Kapelle erbauen.

Etwas zum Knacken

Eine Mutter wird gefragt, wieviel Kinder sie habe. Sie antwortete: „Ich habe 5 Töchter und jede Tochter hat zwei Brüder.“ Wieviel Kinder hatte die Mutter?

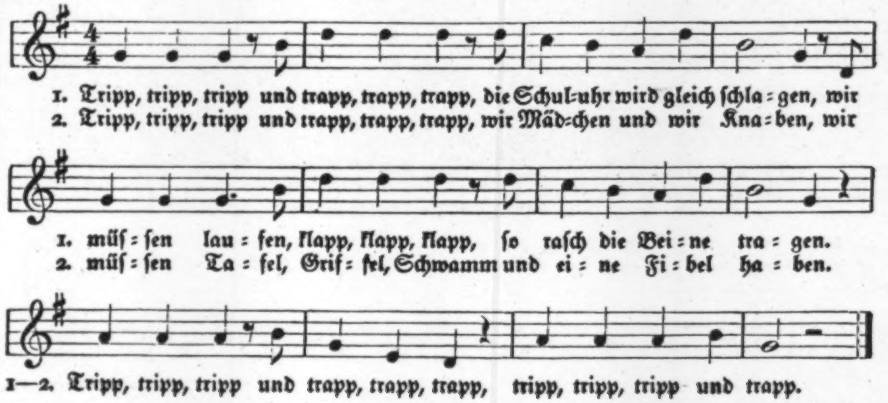
*

Artur und Bernhard haben in ihren Kugelbeuteln gleich viel Kugel (Murmeln). Nun gibt Artur dem Bernhard 25 Murmeln. Damit hat Bernhard jetzt doppelt soviel wie Artur. Wieviel hatten sie am Anfang?

Auf dem Schulweg.

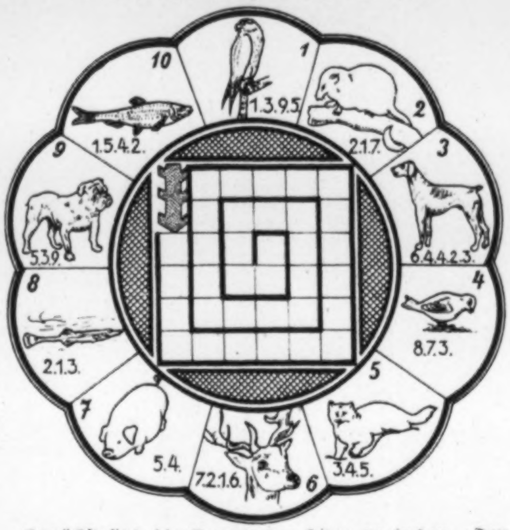
H. W. Schnelke. — A. Petter.

Schnell



Kurzweil am Feierabend

Tierbilder-Schnecken-Rätsel



Zunächst sind die Namen der Tiere zu suchen. Den Namen sind die mit Ziffern bezeichneten Buchstaben zu entnehmen und in die Figur von außen nach innen einzutragen. In umgekehrter Reihenfolge, von innen nach außen gelesen, ergeben diese Buchstaben ein Wort von Grillparzer. Die Tiere Nr. 2 und Nr. 5 liefern kostbares Pelzwerk.

1. Silben-Rätsel

Aus den Silben: a — ba — bo — bren — bruck — büch — chät — chen — dal — del — di — diens — drei — ech — eich — eis — er — eu — fer — fund — ge — gen — gen — hei — heim — hörn — inns — keu — land — le — li — ling — ma — man — mar — na — nach — ne — nen — neu — nisl — pa — re — reb — ro — sar — schall — se — setz — sod — ster — sus — tag — tel — tel — ter — tist — trau — tref — u sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat Freiligraths nennen.

Bedeutung der Wörter: 1. Wochentag, 2. Erdteil, 3. Naturerscheinung, 4. hohe militärische Würde, 5. Halbedelstein, 6. kleiner Behälter, 7. Insel an der Nordostküste Amerikas, 8. Tiroler Stadt, 9. Magenkrankheit, 10. Schmetterling, 11. herkömmlicher Brauch, 12. Nebelreich der nordischen Sage, 13. Fisch, 14. frühere Kopfbedeckung, 15. Nagetier, 16. Wildbraten, 17. feines Gewebe, 18. Maifröste, 19. junge Pflanze, 20. Schuß ins Ziel, 21. Stadt in Luxemburg, 22. Frucht. (ch = 2 Buchst.)

*

Rätsel-Auflösungen aus Heft 10

Spruchrätsel. 1. Reif, 2. Eber, 3. Mino, 4. Able, 5. Gogh, 6. Esel, 7. Rogi, 8. Isar, 9. Rota, 10. Iset, 11. Jali, 12. Weib, 13. Ebro, 14. Eger, 14a. Eden, 15. Toni, 16. Zelt, 17. Kili, 18. Elle, 19. Arzt, 20. Riß, 21. Rezan, 22. Rebe, 23. Omen, 24. Burg, 25. Rind, 26. Erich, 27. Hauf; 1—7 Remagen, 27 21 Herborn, Endbuchst. der Wörter 8—14 Ratibor, 20—14a Stettin. — Froehlichkeit und Maessigkeit sind die zwei besten Aerzte.

Silbenrätsel. 1. Wettin, 2. Erhebung, 3. Riegel, 4. Gerümpel, 5. Ehrwürden, 6. Federgewicht, 7. Anekdote, 8. Herkules, 9. Riesengebirge, 10. Uhrmacher, 11. Nadel, 12. Drehbank, 13. Tohuwabohu, 14. Oberon, 15. Durchbruch, 16. Narkose, 17. Indiana, 18. Chiemsee, 19. Tornado, 20. Sägewerk, 21. Chrestomathie, 22. Emil, 23. Unstrut, 24. Totengräber, 25. Isel, 26. Sirene. — Wer Gefahr und Tod nicht scheut, ist Herr der Erde, Herr der Geister. (Joh. Wolfg. von Goethe.)

Silbenrätsel. 1. Fünfpfennigstück, 2. Ufus, 3. Ertüchtigung, 4. Rostock, 5. Draufgänger, 6. Andalusien, 7. Susanna, 8. Kniegeige, 9. Operation, 10. Erwin, 11. Niedertracht, 12. Nibelung, 13. Eingeweide, 14. Niemandsland, 15. Genius, 16. Imitator, 17. Bielefeld, 18. Tirol, 19. Etui, 20. Sanatorium. — Fuer das Koennen gibt es nur einen Beweis: Das Tun! (M. v. Ebner-Eschenbach.)

Kombiniertes Kreuzworträtsel. Kreuzwörter senkrecht: 1. Engel, 2. Aster, 4. Etui, 5. Erdbeben, 6. Unterarm, 10. Eis, 11. Ebe, 14. Erste, 15. Star, 16. Notar. — Kreuzwörter waagerecht: 3. Innerste, 7. Unze, 8. Erde, 9. Leier, 12. See, 13. Tee, 14. Essen, 17. Lahr, 18. Oder, 19. Motorrad. — Jedes lebendige Wesen ist wie ein frisch ausgesprochenes Gotteswort. (Goethe.)

*

Denkaufgabe. Denk an dein Opfer für das Deutsche Rote Kreuz.

Ein Wort über Ihr Kind

— gleichviel ob es erst kommen soll oder schon da ist: Lassen Sie es nie Mangel an den beiden wichtigen Aufbaustoffen Kalk (an Phosphor gebunden) und Silicium leiden, wie sie der werdenden und stillenden Mutter und dem Kinde selbst in so wirksamer Form in dem bekannten Silphoscalin zur Verfügung stehen. Rachitisbekämpfung und -verhütung (zusätzlich Vitamin D = Lebertran, Vigantol), Förderung der Knochen- und Zahnbildung, des Wachstums, des Kräftebestands und Stoffansatzes, der Krankheitsabwehr, der Gewebefestigkeit, besonders der Atmungsorgane, — dazu ist „Silphoscalin" da. Jede Mutter muß es kennen. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. — 80 Tabletten RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie v. der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusendung d. interessant., illustr. Aufklärungsschrift S/597 v. Dr. phil. nat. Strauß, Werbeschriftsteller.*

Die Kriegsmarine

Zu haben an allen Zeitungsständen und Zeitschriftenbuchhandlungen

Soeben erscheint in geschmackvoll ausgestatteter

Volks- und Feldausgabe

Der Hanstein

Roman

von Hugo v. Waldeyer-Hartz

19.—22. Tausend

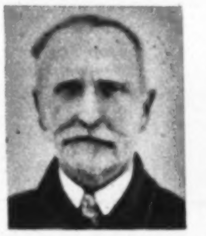
Die alte Burg Hanstein, die Perle des Werratales und des Eichsfeldes, ist der Schauplatz dieses spannenden und geschichtlich begründeten Romanes.

400 Seiten Umfang mit über 40 Künstlerzeichnungen

Preis nur RM 3.50

Zu beziehen d. alle Buchhandlungen.

Heinrich Beenken Verlag Berlin C 2



Furchtbare Glieder-, Gelenk-Schmerzen

Herr Michael Vosseler, Landwirt, Tuningen, schreibt am 20. 1. 40: „Teile Ihnen mit, daß die Trineral-Ovaltabletten gute Dienste getan haben. Die geschwollenen Gelenke sind wieder ganz normal. Es freut mich, daß ich das Bett verlassen konnte und wieder arbeiten kann. Ich hatte furchtbare Schmerzen in den Gliedern. Sobald ich wieder etwas verspüre, werde ich sofort zu den Trineral-Ovaltabletten greifen, denn sie wirken rasch und sehr wohltuend."

Bei allen **Erkältungskrankheiten, Grippe, Rheuma, Ischias, Nerven- und Kopfschmerzen** haben sich die hochwirksamen Trineral-Ovaltabletten bestens bewährt. Sie werden auch von Herz-, Magen- und Darmempfindlichen bestens vertragen. Machen Sie sofort einen Versuch! Originalpackung 20 Tabletten **nur** 79 Pfg. In allen Apoth. erhältlich oder durch Trineral GmbH., München-27.

Der Postunterricht in der Schule

macht die heranwachsende Jugend mit den vielseitigen Einrichtungen der Deutschen Reichspost vertraut. In manchen Städten bestehen sogar besondere Postschulzimmer. Die hohe Zahl von unanbringlichen Postsendungen, meist durch falsche Anschrift hervorgerufen, erschwert den Postdienst und verursacht unnötige Kosten. Dem will der Postunterricht zum Vorteil der Allgemeinheit abhelfen.

Verlangen Sie von Ihrem Postamt das

»Postmerkbuch für den Schulunterricht«,

das an Lehrpersonen kostenlos abgegeben wird!

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

Aufnahme: Dr. Weskamp